

Nur für Betriebsangehörige
Postverlagssort Düsseldorf

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH.
DÜSSELDORF-REISHOLZ

NUMMER 27 · MAI 1957



Chinesische Lebensweisheiten und die Betriebsgemeinschaft

Laotse hat im alten China etwa 600 v. Chr. als Archivar und Philosoph eine überaus vielseitige geistige Tätigkeit entfaltet. Obwohl die Chinesen in zahlreichen Lebensäußerungen im Gegensatz zum abendländischen Menschen stehen, spricht aus den Sinnsprüchen und Erkenntnissen Laotse eine nahe Verwandtschaft mit unseren Bemühungen um die Menschenwürde und die soziale Gerechtigkeit. Bei den Forderungen an die innere Haltung des Menschen und an die Nächstenliebe handelt es sich um ewig-gültige seelische Offenbarungen, die unabhängig sind von Volkszugehörigkeit und Zeitalter.

Laotse Lebensweisheiten haben auch für die Betriebsgemeinschaft eines großen Unternehmens Sinn und Bedeutung. Aus dem goldenen Füllhorn der Sinnsprüche und Gedichte Laotse möchte ich hier nur einige eindrucksvolle Proben herausgreifen.

Spannungen zwischen Alt und Jung oder Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitarbeitern führen oft zu erregten Auseinandersetzungen in der Betriebsgemeinschaft. Laotse gibt uns zu bedenken:

„Laß den Zorn, die stürmische Erregung, Rasch verglüht des Blitzes Feuerklinge —
Alles Ungestüm hat keine Dauer: Und dies sind des Himmels große Mächte!
Keine Stunde währt ein Hagelschauer, Stille ziemt dem kleineren Geschlechte:
Keinen Tag des Wirbelwinds Bewegung! Und von selber ordnen sich die Dinge.“

Sicherlich würde uns viel Ärger erspart, wenn wir in Zukunft unsere Besprechungen im Sinne Laotse mit mehr Ruhe führen würden — und mit größerem Verständnis für die Meinung der Andersdenkenden.

Mancher Vorgesetzter sucht sich mit Ellenbogenfreiheit und mit Rücksichtslosigkeit gegenüber den ihm unterstellten Arbeitskollegen durchzusetzen. Die Meinungen und Auffassungen der Mitarbeiter werden selten beachtet. Der „starke Mann“ hat den Wunsch, daß die Arbeitskollegen seiner Abteilung oder seines Betriebes ihm mehr oder weniger blindlings gehorchen. Laotse lehrt uns, daß eine solche Haltung völlig fehl am Platze ist.

„Nicht mit Zwang! Der Edle sucht Geist und Einsicht, Maß und Zucht
Entscheidung anders: Nicht gewaltsam beugen, — Vermögen besseres — sie überzeugen.“

Wenn wirtschaftliche Not oder berufliche Schwierigkeiten oder lange Krankheiten das Leben eines Werkangehörigen umschatten — die Freundschaft und Hilfsbereitschaft seiner Kameraden werden ihm trotz allem den grauen Alltag vergolden. Wie mancher junge Mensch, der im Sturm des Krieges oder im Ringen um den Sinn des Lebens an der Welt verzweifeln wollte, wurde durch das verständnisvolle Wort und die hilfsbereite Tat eines Freundes wieder auf den richtigen Weg gebracht. Es ist so wichtig, einem verzweifelten und trauernden Menschen klar zu machen, daß — genau wie in der Natur — auch im menschlichen Dasein das Licht dem Schatten folgt. Laotse hat in einem seiner schönsten Gedichte dieses Wechselspiel von Licht- und Schattenseiten unseres Lebens dargestellt.

„Das Weltgeschehen, Kind, begreifst du nie — Doch schau' nur auf das Wunderwerk der Welt,
Es scheint verwirrt, verstört die Harmonie, Das nie aus seinen Gleichgewichten fällt,
Und wild durchglüht von dunkler Dämonie... In ewiger Wandlung ewige Jugend hält!“

Bei manchen Werkangehörigen wird in Gesprächen über eine sinnvolle Freizeitgestaltung darüber gestritten, ob das Verhalten eines bestimmten Menschen, ob eine gesellschaftliche oder soziale Entwicklung, ob ein Vergnügen harmlos oder gefährlich sei. Über den Wert eines Fußballspiels oder eines Kinobesuches oder einer Tanzveranstaltung sind manche älteren Belegschaftsmitglieder nun einmal anderer Ansicht als ihre jüngeren Arbeitskollegen. Wie wunderbar ist es in einer Betriebsgemeinschaft, wenn solche Auseinandersetzungen nicht in einem scharfen und überheblichen Ton, sondern in einem versöhnenden Geiste aus einem gütigen Herzen und mit verständnisvollen Worten geführt werden. Laotse lehrt uns, daß gerade im engeren Zusammenleben einer Betriebsgemeinschaft das Streben nach einer erhabenen Lebensauffassung niemals erlahmen darf.

„Der Berufene muß seine Seele weiten, Gute, Edle und auch Ungetreue,
Daß sie alles Menschliche begreift, Alle sieht er an als seine Kinder —
Und die Wahrheit wird ihn tiefer leiten, Gleich in Güte und in gleicher Treue
Bis die Unterschiede abgestreift: Wird er wahren Lebens ein Verkünder.“

Wertvolle Möbel, schöne Kleidung und äußerer Lebensgenuß können nicht allein das wahre Glück eines Menschen herbeiführen. Wer die ewig gültigen Werte verloren, insbesondere das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit aufgegeben hat, ist von ständiger Lebensangst geplagt und wird keinen Seelenfrieden finden. Einem solchen verirrt und bedauernswerten Menschenkind möchte man die mahnenden und gütigen Worte Laotse zurufen:

„Gerechtigkeit, die den Vermessenen stürzte, Kehrt euch um und sucht den Weg der Wahrheit,
Seht, sie richtet die Gefallenen auf: Haltet ein im ziellos irren Lauf!“

Nach meiner festen Überzeugung ist die Zukunft der Menschheit gesichert, wenn die Unternehmer und Arbeiter in allen Teilen der Welt sich um die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit und um die richtigen Erkenntnisse auf allen Lebensgebieten redlich bemühen. Es ist der aufrichtige Wunsch aller friedliebenden Menschen, daß die geschlossene Macht der Unternehmer und Arbeiter denjenigen Staatsmännern, welche im Atomzeitalter noch an Kriege denken, Einhalt gebieten wird „im ziellos irren Lauf“ ihrer Gedanken und Maßnahmen.

Schnaubend drückt die Rangierlok eine Reihe flacher Wagen auf das Anschlußgleis in Reisholz. Das Martinwerk in Oberbilk schickt Rohblöcke für das Rohrwerk, 10—15 Waggon täglich, jeder mit etwa 10 Stück beladen. Als wir unser Blockwalzwerk noch nicht gebaut hatten, mußten diese 120—180 Blöcke zunächst nach Ruhrort, Hamborn oder sogar bis an das andere Ende des Ruhrgebietes nach Dortmund zum Auswalzen geschickt werden, ehe sie das Rohrwerk in der Form von Knüppeln zur Weiterverarbeitung übernehmen konnte. Heute sind es nur noch etwa 30 Prozent der Rohblöcke, die nach auswärts zum Auswalzen gehen; 70 Prozent übernimmt das Blockwalzwerk für den Rohrwerk-Warmbetrieb direkt vom Stahlwerk.

Der Inbetriebnahme unseres Blockwalzwerkes lagen u. a. die folgenden Überlegungen zu Grunde.

1. Die einen erheblichen Kostenaufwand erfordernden Transporte der Rohblöcke zu Walzwerken im Ruhrgebiet und die Rückfracht des ausgewalzten Materials können gespart werden.
2. Das Blockwalzwerk ist in der Lage, dem Martinwerk auf der einen Seite die Arbeit beim Gießen des Stahls zu erleichtern und anderer-

Unser Titelbild: Tiefenleitstand im Blockwalzwerk. Heinz Mittelacher registriert auf der zu jedem Block gehörenden Karte mit Hilfe einer Stechuhr Einsatz- und Entnahmezeiten. Rechts oben faßt der Tiefenkran einen Block, um ihn vor den Rollgängen abzusetzen.

Das Blockwalzwerk

DR. WALTER BOETTCHER

seits dem Rohrwerk die erforderlichen Abmessungen und Stückgewichte zur Verfügung zu stellen.

3. Die Wärme des gegossenen Blockes oder des ausgewalzten Vormaterials kann bei der Weiterverarbeitung ausgenutzt werden.
4. Zur Zeit ist es wertvoll, daß der beim Auswalzen anfallende Schrott

dem Martinwerk sofort wieder zurückgegeben werden kann.

Das Blockwalzwerk ist also das organische Bindeglied zwischen Martinwerk und Rohrwerk. Das läßt sich in Hinblick auf Punkt 2 der vorausgegangenen Aufzählung, um ihn verständlicher zu machen, durch folgende Zahlenangaben verdeutlichen:

Das Martinwerk gießt die Rohblöcke in Formen (Kokillen), die 3000 kg Stahl aufnehmen; das Rohrwerk soll hieraus Rohre mit einem Stückgewicht von 30 kg herstellen. Rohblöcke mit kleinen Gewichten verursachen im Martinwerk viele Mühe in der Gießgrube. Man hat mal versucht, ohne Blockstraße auszukommen. Das gab zunächst viel Arbeit

Zu jedem der Tiefofen, auf deren Deckel man hier sieht, gehört eine Meß- und Regelwarte. Vor der Warte Tiefofen 3 erkennt man den Tiefofenleitstand. Auf den beiden wappenähnlichen Tafeln erscheinen die Lichtsignale für die Kranführer mit der Angabe, welcher Ofen zu bedienen ist.

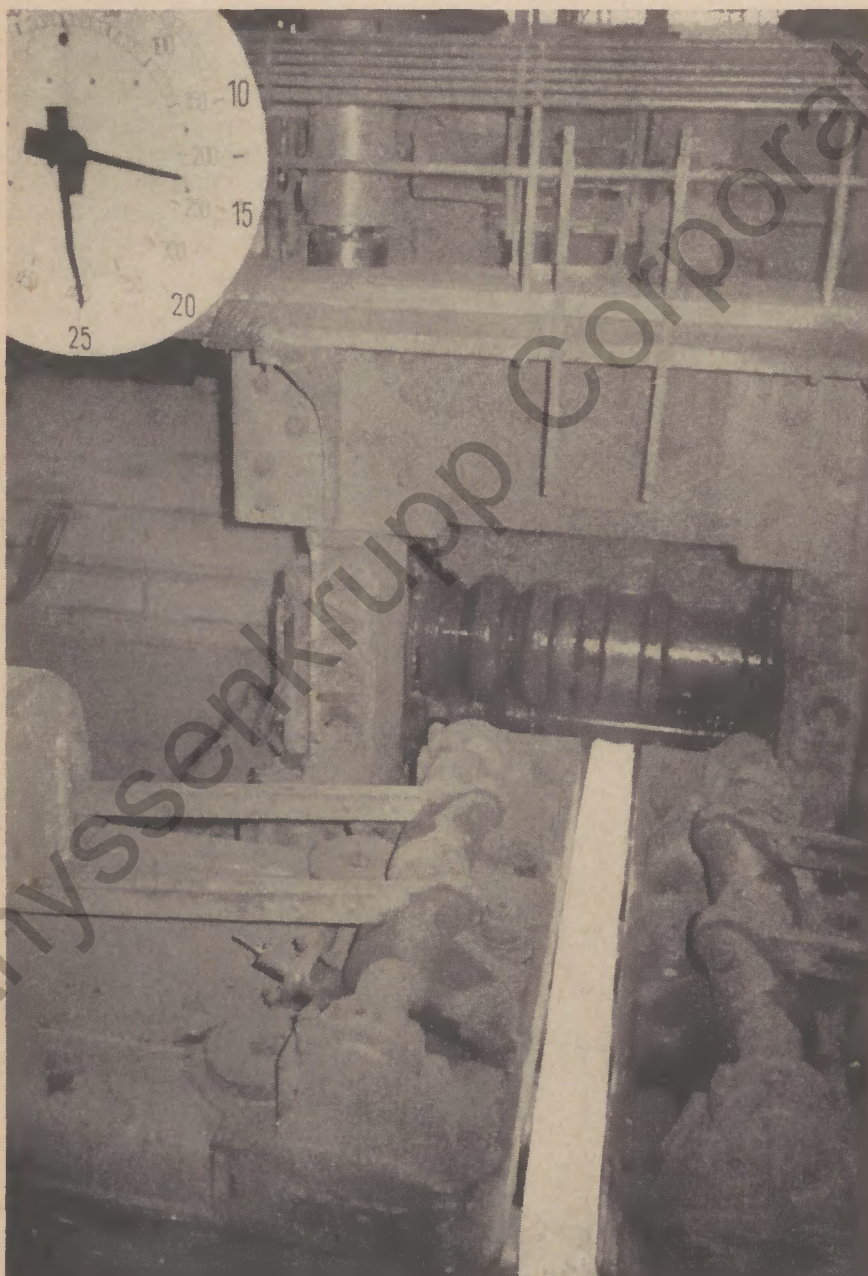


beim Aufstellen der kleinen Adtkant-Kokillen und dann wurde der Inhalt der Gießpfanne beim Gießen sozusagen löffelweise in 20 mal mehr Kokillen als jetzt verteilt.

Im Rohrwerk würde dagegen ein Ausgangsgewicht von 3000 kg bei einem 1" Rohr eine Länge von etwa 1 km ergeben. Leider sind wir noch nicht so weit, daß wir ein solches Rohr ohne Unterteilung des Vormaterials herstellen können.

Um diesen Rohblock von 3000 kg auf die erforderlichen Teilgewichte zu bringen, wird er auf einen kleineren Querschnitt ausgewalzt. Hierbei wird aus der ursprünglichen Länge von 2 m ein Knüppel von 12 bis 14 m Länge, der dann je nach der Fertigabmessung des Rohres in Stücke von 80 bis 150 kg zerlegt wird.

Der Rohblock kommt kalt oder seit kurzem, wie bereits berichtet, in Spezialwagen warm vom Stahlwerk. Zur Verarbeitung im Blockwalzwerk muß der Block gleichmäßig durchwärmt sein. Zum Blockwalzwerk gehört also zunächst eine Ofenanlage, dann das eigentliche Walzwerk — man bezeichnet es in diesem Falle, wie schon erwähnt, Blockstraße — und die Anlage zum Unterteilen des gewalzten Materials — die Warmsägen. Die Ofenanlage allein hat eine Länge von 60 m und besteht aus 5 Rundtieföfen, von denen wir zunächst über Hüttenflur (ebenerdig) nur die Deckel und an der Kranbahnanlage entlang die Bühne mit den Meß- und Regelwarten (Teilansicht rechts) sehen. Von der Bühne aus können wir die Halle gut überblicken. An die 5 Tieföfen schließen sich die Roll-



gänge an, die Steuerbühnen und die Walzen der Blockstraße; über 100 m beträgt die Entfernung vom 1. Tiefofen bis zur Walzenstraße.

Inzwischen ist einer der Waggon, die die Rangierlok brachte, in der Walzwerkshalle angekommen. Ein Tiefofen soll neu besetzt werden. Der Tiefofenkran hebt mit seiner Zange einen Block vom Eisenbahnwagen und stellt ihn auf den Boden des Ofens, nachdem der runde Ofendeckel vom Deckelkran angehoben und zur Seite gefahren wurde. Schnell wird der Ofen wieder zugedeckt bis der nächste Block kommt; es soll so wenig wie möglich Wärme verloren gehen, die bei geöffnetem Ofen sofort in riesiger Menge in die Höhe verströmt. So folgt dann Block auf Block bis der Ofenboden vollgestellt ist. Der Tiefofenmann verfolgt den Ein-

◀ Ähnlich einer Uhr zeigt die Skala den Walzen den Walzenabstand an. Man liest jeweils die vollen 50 mm des kleinen Zeigers ab und zählt die Anzeige des großen Zeigers dazu, etwa so, wie man Stunden und Minuten auf der Uhr abliest; in unserem Falle also $200 + 25$ Millimeter.

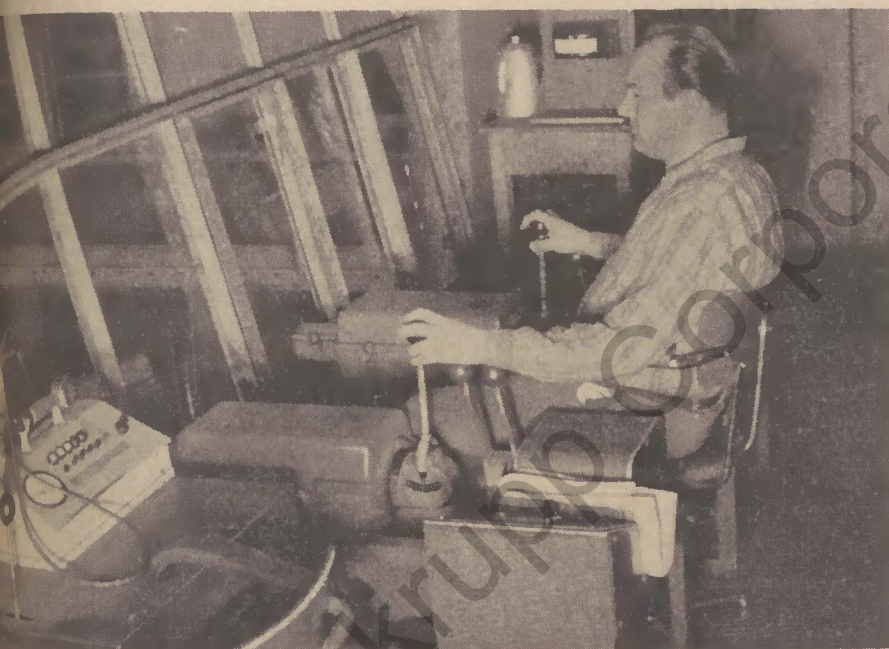
satz der Blöcke. Für jeden hat er eine Karte mit Angabe der Schmelzungsnummer, des Gewichtes und der Qualität. Mit Hilfe einer Stechuhr kommen dazu die Angaben über das Einsetzen des Blockes und später der Entnahme, des sogenannten Ziehens. Bei der Auswertung der Materialeigenschaften ist die Kenntnis der Wärmezeit nicht unwichtig.

Sobald der Tiefofen besetzt ist, stellt der Tiefofenmann die Steuerung der Meßwarte auf „Regeln“. Jetzt strömen aus 6 großen Brennern Koksofengas und auf 700° C erhitzte Luft in den großen Ofenraum. Automatisch wird das richtige Gas-Luftgemisch geregelt, und sobald die eingestellte Temperatur von 1250° C erreicht ist, werden die Gas-mengen entsprechend verringert. Bei kaltem Einsatz ist der Block nach etwa

8 Stunden, bei warmem Einsatz nach 4 bis 6 Stunden gleichmäßig durchwärmt. Der Betrieb der Tiefofen muß so abgestimmt sein, daß den Ofen der Geschwindigkeit des Walzens entsprechend warme Blöcke entnommen werden können.

In anderen Ofen hat das vorher eingesetzte Material bereits die erforderliche Temperatur. „Block ziehen“, tönt es aus dem Lautsprecher des Steuerstandes des Tiefofenmannes. Die Steuerleute an der Blockwalze fordern durch das Mikrofon einen neuen Block an. Der Tiefofenmann sieht an seinen Karten, welcher Block gezogen werden kann und gibt den Anruf durch Lichtzeichen an die Kranfahrer weiter. Auf einer Tafel erscheint dann z. B.: „Ziehen Ofen 5 Block 14.“ Der Deckelkran kommt heran, hebt den Deckel von

Ofen 5 und fährt ihn zur Seite. Aus dem Ofeninnern strahlt uns eine Hitze entgegen, daß wir uns abwenden. Mit einem blauen Glas können wir wie in einem riesigen Topf die glühenden Rohblöcke im Ofen stehen sehen. Der Tiefofenkran faßt den bezeichneten Block und setzt ihn vor den Rollgängen ab. Über diese Rollgänge gelangt der Block vor die zwei Walzen der Blockstraße. Jetzt beginnt für die beiden Walzer auf der Steuerbühne die Hauptarbeit. Der erste Steuermann steuert die Umdrehungsgeschwindigkeit und den Durchgang zwischen den übereinanderliegenden Walzen. Auf dem großen Zifferblatt kann er ablesen, welche Höhe der Block nach dem Durchgang haben wird. Der zweite Steuermann sorgt dafür, daß der Block vor die richtigen Kaliber (Einschnitte der Walzen zur Aufnahme des Blockes) kommt. Der Block wird von den Walzen erfaßt, er wird zusammengedrückt. Kaum ist er auf der anderen Seite des Walzengerüsts, so bringen die Rollgänge ihn wieder vor die Walzen, die ihre Drehrichtung ändern und ihren Abstand verringern. Um ein erhebliches Stück kleiner im Querschnitt erscheint der Block wieder auf der Seite der Steuerleute. So geht es einige Male hin und her. Aber mehr noch hat der zweite Steuermann zu tun, der die sonstigen Einrichtungen der Blockstraße bedient. Rechts und links von den Rollgängen sind die sogenannten Lineale, fahrbare Schieber, die den Block seitwärts bewegen und beim Einlaufen in die Walzen halten und führen können. Soll der Block umgeworfen werden, damit die Walzen die beiden anderen Blockseiten erfassen, läßt der Steuermann die „Kanter“ aus den Linealen herauskommen, die fingerartig den Block anheben und über die Kante umlegen, also um 90° drehen. Das geschieht nach einigen Hin- und Hergängen, wir Walzwerker sagen „Stiche“ und erreichen dadurch, daß das Material richtig durchgeknetet wird. Nach etwa 5 Minuten ist aus dem 2 m langen Rohblock ein sogenannter Knüppel von 6- bis 7facher Länge geworden. Dieses erwähnte Kneten des Blockes ist neben der Querschnitts-Veränderung die weitere Aufgabe der Blockwalzen. Das Gußgefüge des Rohblockes ist nämlich zum Teil porös. Schneidet man einen Block quer auf, so ist bei den gewöhnlichen Qualitäten ein Blasenkranz zu sehen, der an Schweizer Käse erinnert. Durch die Arbeit der Walzen verschweißen die Blasen; das Ergebnis ist ein dichtes Gefüge, das jetzt zu Rohren verarbeitet werden kann.



▲ Auf der Steuerbühne der Blockstraße trafen wir Wilhelm Reber als zweiten Steuermann. Durch Befätigung der Schalthebel läßt er in diesem Augenblick die Rollgänge laufen. So wie unsere Aufnahme auf Seite 32 unten den Walzvorgang zeigt, sieht er den Block und bringt ihn vor das nächste Walzenkaliber.

DER 1. MAI

Ist einer der gesetzlichen Feiertage des Kalenderjahres. So kennen ihn die meisten unserer jüngeren Kollegen.

Wer erinnert sich noch, daß alles, was heute an sozialen Errungenschaften als etwas Selbstverständliches erscheint, aus den Anfängen der Arbeiterbewegung heraus mit großem persönlichem Mut, mit Entbehrungen Polizeistrafen, Gefängnis und trotz Maßregelungen durch Betriebsleitungen erkämpft werden mußte, Achtstudententag (nun auch schon nicht mehr die Norm), Urlaubsgestaltung, die hygienische und gesundheitliche Betreuung, Verbot der Kinderarbeit, Lohn- und Tarifgestaltung usw. Wer kann heute noch ermessen, welche starken Gefühle in den Herzen der Arbeiter lebten, die trotz den ihnen entgegenstehenden Gewalten am 1. Mai die internationale Solidarität der arbeitenden Menschen bezeugten. Hier empfand sich der Einzelne als der Pionier einer neuen Zeit, in der das Menschenrecht, das Recht, sich im Sozialen als Mensch erleben zu dürfen, Wirklichkeit werden sollte.

Überschaut man die Situation nach der Seite der rein materiellen Forderungen hin, so kann man zweifellos auf einen großen Erfolg zurückblicken. Die Arbeiterschaft ist lange nicht mehr der letzte Stand. Seine Lebensweise hat einen durchaus bürgerlichen Zuschnitt. Man hat sich zum Vorbild eine Gesellschaftsschicht genommen, die zu ihrer Zeit an der ihr gestellten Aufgabe gescheitert ist, gescheitert an der Überwindung einer Weltanschauung, die hervorrief den Widerstand der Menschen, die sich einer gesicherten bürgerlichen Existenz nicht erfreuen konnten.

Es muß als eine Tragik der Arbeiterbewegung empfunden werden, daß auch sie da steckengeblieben ist, wo ihre Vorbilder versagten, und bisher über diese egoistisch-materialistische

Weltanschauung nicht hinauswachsen konnte. Für den rein materiellen Fortschritt sorgen heute — daß muß klar erkannt werden — die Techniker und was sich davon in die Lohntüten hinein als Inhalt verwandeln läßt, ist abhängig von dem guten Willen beider Seiten, darüber zu verhandeln.

Vergessen wir die Tatsache nicht, daß die Arbeiterbewegung in den sogenannten Arbeiterbildungsvereinen ihren Ausgang nahm. Denn will man sich als Mensch innerhalb des sozialen Zusammenhanges erleben, und das waren ja die ursprünglichen Impulse der Arbeiterbewegung, so muß man über bloße Empfindungen hinaus eine konkrete Vorstellung davon haben, was denn der eigentliche Mensch überhaupt sei. All die Errungenschaften der Technik für den privaten und häuslichen Bereich sind zivilisatorisches Beiwerk, aber für den Einzelnen als Persönlichkeit unerheblich.

Wenn der 1. Mai heute insbesondere den jungen Menschen nicht mehr das zu bedeuten hat, was er noch für ihre Väter war, so sollte es eine Mahnung sein, ihm neue Inhalte zu geben für die sich die Jugend begeistern kann, damit sie in zeitgemäßer Weise fortführt, was einstmal Idee des Kampfes war. Die Bequemlichkeiten des Lebens füllen junge Menschen nicht aus, sie verlangen nach Gelegenheiten, um ihre Person einzusetzen für Gedanken, die stark genug sind, sie selbst in Besitz zu nehmen.

Aus der Geschichte des 1. Mai müßten heute neue moralische Kräfte erwachsen, aus denen wiederum soziales Verständnis, Vertrauen der Menschen untereinander entstehen können. Das Problem von heute ist nicht ein solches der materiellen Wohlfahrt und der militärischen Stärke, sondern der Notwendigkeit einer neuen sozialen Gesinnung. Es liegt an uns, dem 1. Mai die Bedeutung zu erhalten, die er mit Recht einst hatte. Mch

Arbeit ist Gemeinnutz, und alle Schaffenden sind seine Spender.

Hier spricht ein Mann, der mehr als 50 Jahre in der Arbeit steht, immer im Verkehr mit sogenannten „Arbeitern“, Angestellten und Beamten, den uneigentlichen Arbeitspartnern.

Jetzt, an der Lebensgrenze, gibt es einige Erfahrungen preis, mit praktischen Folgerungen und einem Vorschlag, wie man unser gutes lebensnotwendiges Verhältnis zur Arbeit mit einem ebenso notwendigen zu allen verbinden könnte, die beruflich und menschlich daran interessiert sind. Und das sind alle Arbeitspartner ohne Ausnahme.

Es ist ein Blick aus erlebnisreicher Vergangenheit, die ohne irrsinnigen Machtglauben so glücklich hätte sein können, in eine Gegenwart geistiger und materieller Zerrüttung, die nur deshalb nicht trostlos ist, weil Arbeit Ewigkeitswert hat! Und weil sie uns Menschen gleichen Ewigkeitswert verleiht.

Das soll und darf natürlich für die Menschheit kein Grund sein, in alle Ewigkeit an Formen der Zusammenarbeit festzuhalten, die, in zurückliegenden Verhältnissen entstanden

mel, sondern sie von unserem eigenen, persönlichen Verhalten mitbestimmt werden, recht und ... schlecht.

Das bedeutet, daß wir gleichermaßen durch Mitbestimmung an Ursachen und Wirkungen unseres Verhaltens beteiligt sind. Unser persönlicher Wertanteil an allem Geschehen darf nicht geschmälert werden, weil dieser oder jener sich einbildet, aus Gründen der „Zuständigkeit“ ein Vorrecht zu besitzen. Schmerzlich genug ist das Eingeständnis, daß es gerade das passive, das kritiklose und ohnmächtige Verhalten unsererseits war, das soviel Unglück über unser Volk brachte.

Geschehenlassen, im törichten oder allzubequemen blinden Vertrauen in die Zuständigkeit anderer, hat sich immer wieder als schlimmstes Nichtstun erwiesen. Deshalb wissen wir um die Wertlosigkeit jener Worte, mit denen einer sich stark macht zu sagen, „er übernehme die Verantwortung für alle und alles“. Wir sind durch solche wiederholten Enttäuschungen nur deshalb nicht ganz im Unglück versunken, weil Arbeit uns wie ein Rettungsgürtel umgab und mit Arbeit sich immer wieder gutmachen ließ, was mit Unverstand verdorben wurde.

Die Grundlage aller Existenz

Trotzdem blieb Arbeit dringende Lebensnotwendigkeit, Rettung im größten Unglück unserer Zeit! Verkannt jedoch von der Leichtgläubigkeit vieler, die, wenn es sich um einen sportlichen Rekord handelt, die Person verhimmeln, aber, wenn es sich um Arbeits-, um Wirtschaftserfolge handelt, lieber von Wundern reden, als derer zu gedenken, die ihre erfolgreichen Träger sind.

Ein Beispiel dafür ist die jetzige Selbstzufriedenheit mit dem sogenannten „Wirtschaftswunder“. Natürlich ist es nur ein Hirngespinnst derer, die allzu leicht für Wunder halten, was sie nicht verstehen. Wieviel Schweiß und Fleiß aber die Vollbeschäftigung erst herbeigeführt haben, das zu erkennen macht nur die Wundernden selbst zu wunderlich. Ihnen fehlt vor allem die Ehrfurcht vor der Arbeit.

Leider gibt es auch in Unternehmerkreisen Leute, die nicht wissen, wohin mit dem Begriff „Ehrfurcht vor der Arbeit“. Ihre Einwendungen sind:

„Ehrfurcht vor der Arbeit? Wozu? Wo gibts denn das? Ist Arbeit nicht einfach Broterwerb? Ist dieser Er-

den soll, ist nicht etwa eine Art von Anbeterei, hat zwar viel mit Demokratie, aber gar nichts mit Demagogie zu tun. Der Begriff ist Anregung zur Selbsterkenntnis mit dem einleitend erwähnten Zweck, unser Verhältnis zur Arbeit wie zum Menschen zu überprüfen und zu veredeln. Er soll uns Anlaß sein, mit Halbheiten und bürokratischen Rückständigkeit, die dem sozialen Fortschritt Hemmungen auferlegen, Schluß zu machen, durch eine gründliche Revision unserer überalterten Berufsordnung.

Entsprechend dem Motto zu Beginn dieser Betrachtung: „Arbeit ist Gemeinnutz und alle Schaffenden sind seine Spender“ eilen wir hiermit der erwarteten Revision theoretisch voraus, um der Privatinitiative (die soviel auf sich hält) ehrenhalber den Vortritt zu lassen. Wir versuchen hier nur Selbsterkenntnis zu wecken und so zu vertiefen, daß sich von selbst Mut entwickelt, der theoretischen die praktische Revision der Berufsordnung folgen zu lassen. Vorbedingung ist immer die Erkenntnis des wahren Wertes von Mensch und Arbeit in seiner Zusammengehörigkeit.

Ehrfurcht vor der Arbeit ist bewußter Ausdruck von Liebe zur Arbeit wie von Liebe zum Leben. Sie ist das Zeugnis hoher Achtung vor allen Schaffenden ohne Unterschied der Arbeit und der Person. Sie gründet in der Erkenntnis (die eben leider noch nicht Gemeingut ist), daß es weder „hohe“ noch „niedrige“ Arbeit gibt und kein berechtigter Grund vorliegt, Menschen, je nach ihrer Arbeit (und ob mit oder ohne Krawatte) in ein unterschiedliches Achtungsverhältnis einzuordnen. Ehrfurcht vor der Arbeit ist deshalb nicht vereinbar mit Voreingenommenheit oder dünkelfhafter Verkennung des Achtungsanspruchs beider, der ordentlichen Arbeit sowohl wie jedes ordentlichen Menschen. Die hier als Zielscheibe der Kritik gewählte Berufsordnung wurzelt — ungeachtet der hunderterlei Korrekturen — in einer Zeit des vorigen Jahrhunderts, in der (die Industrialisierung hatte kaum begonnen) Arbeit noch eine Regel mit vielen Ausnahmen war.

Jetzt aber ist sie, wenn auch erst durch gemeinsames Unglück, die Existenzgrundlage aller geworden! Und das gibt heute der Arbeit wie dem Menschen erhöhte Bedeutung. Sie ist mehr als Grundlage und hat das Gute, uns direkt und indirekt miteinander schöpferisch zu verbinden.

Die Dreieinigkeit

Mit dem Produkt der Arbeit sind wir alle aufeinander angewiesen, alle ohne Ausnahme. Einer ist nicht mehr das Produktionsobjekt des andern. Wer zur Mitarbeit in Anspruch genommen wird, ist nicht weniger wert als der, der ihn in Anspruch nimmt! Das ist der Inbegriff einer Erkenntnis, die unsere Zeit zwischen den Zeiten mit neuer Denk-

Ehrfurcht vor der Arbeit

eine kritische Betrachtung von Friedrich W. Haack

unter aktuellen veränderten Verhältnissen nachteilig empfunden werden. Deshalb liegt es unserer jetzigen, unserer Nachfolgergeneration ob, die Verantwortung auf sich zu nehmen, in menschlich-beruflicher Beziehung ebenso fortschrittlich zu handeln wie in technischer.

Diesem Zweck allein dient diese Betrachtung, indem sie sich an Menschen wendet, die guten Willens sind, sich für jeden Fortschritt, materiellen und sozialen, zu interessieren. Sie knüpft an die Worte unseres Bundespräsidenten Theodor Heuß, als er von den Zeiten sprach, die sich ändern und sagten:

„Mir erscheint die jetzige Zeit wie eine Zeit zwischen den Zeiten.“

Ja — diese Zwischenzeit mit einem kritischen Rückblick in die Vergangenheit zu nützen und uns dabei vielleicht neues fortschrittliches Denken zu vermitteln, darauf kommt es jetzt an. Wir Älteren wissen recht gut, was Heuß in seiner Tiefsinnigkeit gemeint hat. Und es lohnt sich gewiß, unsere Nachfolgergeneration mit unserer wertvollsten und leider nur zu oft gemachten Erfahrung bekannt zu machen, nämlich daß Zeitverhältnisse nicht einfach kommen und gehen wie Wolken am Him-

Das Loblied der Arbeit kann also gar nicht genug gesungen werden, auch all den Gedankenlosen zum Trotz, die den Wert der Arbeit nur nach Angebot und Nachfrage bemessen und nicht nach ihrer entscheidend tiefen Bedeutung für das ganze menschliche Zusammenleben, wo eins ohne das andere gar nicht existieren kann.

Jedes Bemühen, aus den Folgen unserer katastrophalen Vergangenheit herauszukommen, ist auf die Dauer nur erfolgreich, wenn die Erkenntnis mitwirkt, daß nur Arbeit, geachtete Arbeit, den Aufstieg zur Wohlfahrt ermöglicht. Das brauchte eigentlich nicht gesagt zu werden, wenn unser heutiges Unglück nicht eine leider schon bei vielen in Vergessenheit geratene Ursache hätte, nämlich in dem furchtbaren Arbeitsmangel in den vier Jahren vor Hitlers Machtergreifung. Das damalige Elend der Arbeitslosigkeit wurde mitverschuldet von einer maßlosen Handlungsunfähigkeit der deutschen Volksvertretung. Nur dadurch wurden die Massen der an Fleiß und Arbeit gewöhnten Deutschen in die Arme Hitlers getrieben, nur dadurch konnte ihr Arbeitsmangel ausgeglichen und für irrsinnige Machtzwecke mißbraucht werden.

werb nicht durch Verordnungen und Tarife hinreichend geregelt? Und warum überhaupt ändern, was bereits seit langem mit Zustimmung bzw. ohne Widerspruch der Arbeitspartner Gesetzeskraft hat. Warum, wenn niemand da ist, der die Änderung verlangt? Wozu noch Ehrfurcht, wo wir als Arbeitspartner doch quitt sind, wenn eine Leistung bezahlt ist. Geld, Geld für Arbeit, darauf kommt es doch an!“

Ja, so sprechen gewisse Männer, die ihr Leben weniger als eine Festung der Freiheit als eine Festung ihrer Selbstsucht oder ihres Eigennutzes verteidigen. Denn wer sozial oder gemeinnützig denkt, weiß, daß Arbeit ohne Mitarbeit nicht denkbar ist, und ist deshalb auch für „leben und leben lassen“. Interessant in diesem Zusammenhange wäre es einmal zu untersuchen, weshalb dieser oder jener „Arbeiter“ kommunistische Anwandlungen bekommen hat. So mancher Arbeitgeber sähe sich dabei im Spiegel der Kritik als tüchtiger Kommunistenerzieher.

Was jetzt hier als „Ehrfurcht vor der Arbeit“ zu einem wirkungsvollen, fruchtbringenden Begriff gemacht wer-

weise erfüllen könnte, dort wo ein Atom guten Willens sich zur Atomkraft für bessere Beziehungen zu Arbeit und Mensch entwickeln darf. Und das ist zugleich der Inbegriff der Ehrfurcht vor der Arbeit, fußend auf der Erkenntnis: Arbeit ist Gemeinnutz, ist soziale Tat! Nach der neuen, mit dem Fremdwort „sozial“ so verschwenderisch umgehenden Ausdrucksweise sind wir alle „Sozialpartner“, auf deutsch: „gemeinnützige Partner“, kurzsilbiger und nicht weniger deutlich ausgedrückt: Arbeitspartner! Diese Bezeichnung verdient aus vielerlei Gründen den Vorzug, am meisten deshalb, weil sie klar und deutlich die komplexe Gesamtheit der sogenannten „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ kennzeichnet. Mit Hilfe dieser Deutlichkeit sehen wir klar, daß der eine sogenannte „Sozialpartner“, der Arbeitgeber, eine Einheit, der andere aber als Arbeitnehmer eine Dreiteilung bildet, eine dreifache Gruppierung in sogenannte „Arbeiter — Angestellte — Beamte“.

Diese dreifache Gruppierung einer sonst einheitlichen Partnerschaft wäre hier nicht Hauptgegenstand der Kritik, wenn sie nicht eine Dreieinigkeit in sozialem, in gemeinnützigem Sinne darstellen würde. Diese soziale Uneinigkeit ist in gewissem Sinne eine Anklage an uns alle, die wir es geschehen lassen, daß diese drei Gruppen noch heute hinsichtlich ihrer Achtungsbewertung unterschiedlich behandelt werden, privat und offiziell, im persönlichen wie im behördlichen Umgang. Wir sind geradezu gewöhnt, diese Unterschiedlichkeit mit fast bürokratischer Sturheit zu übersehen und mitzumachen. Wir erröten durchaus nicht, wenn einer, der vom Personal spricht, genauigkeitshalber hinzufügt: „Bis herunter zum Arbeiter.“ Da steht z. B. in einer Zeitung, „daß Versicherungsschutz für Arbeiter und Angestellte unterschiedlich gestaltet wird“, was den Protest der SPD ausgelöst habe; ferner, daß das „Beamtenrecht reformiert wird“, daß „höhere Darlehen für Beamtenwohnungen gewährt werden als für den sozialen Wohnungsbau“, daß es krasse Unterschiede gäbe zwischen dem „armen Rentner“ und dem „gut versorgten Beamtenpensionär“. Alles Tatsachen, die sich aus bestehenden Ordnungen ergeben, bei denen aber offenbar der Eifer zu ordnen (Organisationstalent) stärker war als der Sinn für Gerechtigkeit.

Diese wenigen Zitierungen genügen gewiß schon, um zu zeigen, wie verschwenderisch und schleierhaft einerseits das Wort „sozial“ angewendet wird und wie wenig es, ins Deutsche übersetzt, mit „gemeinnützig“ in unserem Tun verwirklicht wird. Es ist offenbar leichter, der Ordnung zum Respekt als der Gerechtigkeit zur Gemeinnützigkeit zu verhelfen. Hinzu kommt, daß Gewohnheiten es mit sich bringen, geisttötend zu wirken.

Der Mann, der von der Belegschaft spricht und präzisierend hinzufügt:

„Bis herunter zum Arbeiter“, unterliegt bereits dieser geisttötenden Gewohnheit. Oder ist es in Wirklichkeit so, daß er sich dabei hoch „oben“ dünkt? Vielleicht steht er aber noch unter dem Einfluß des alten Klassenbewußtseins? Tatsächlich hatten wir ja früher solche Klassenbegriffe, wobei frank und frei die Rede war von einer „arbeitenden Klasse“. Daneben (oder darüber) gab es „Herrenklassen“, die es einfach als zum Besitz, zum Reichtum gehörig, betrachteten, „über der Arbeit“ zu stehen, nur weil sie sie durch andere besorgen ließen.

Erinnern wir uns aber auch ebenso, daß es Arbeiter in Massen waren, die sich nicht nur „Proletarier“ nennen ließen, sondern sich selbst „klassenbewußt“ so nannten. Welche Selbsterniedrigung liegt doch in dieser Bezeichnung, die (aus dem Lateinischen kommend) in alter Zeit die Klasse der Besitzlosen kennzeichnete, gut genug, um Knechtsdienst zu verrichten und für billige Nachkommenschaft zu sorgen („der Kaiser braucht Soldaten“). Erst später wurde es für Parteikämpfe üblich, die Bezeichnung „Proletarier“ nur auf eine auf „Lohnarbeit angewiesene Klasse“ anzuwenden.

Ja, „auf Lohnarbeit angewiesen“, so deutete man damals Arbeitssinn und Arbeitswert. So gesehen, teilen sich in die Schuld der asozialen Klassenbildung die Hochmütigen, die sich „über der Arbeit“ dünkten, mit den Massen, die ihre Besitzlosigkeit mit Herkunft und anderen Minderwertigkeitsbegriffen verbanden. Beide sahen in der Arbeit nur ein „notwendiges Übel“, dem sich der eine entziehen konnte, der andere sich (in Massen) jedoch fügen mußte. Daß sich nachher Verbände bildeten („Einigkeit macht stark“), um den Arbeitszwang gegen unmenschliche Ausbeutung zu schützen, war ein Fortschritt, der bis heute jedoch in Halbheiten stecken geblieben ist.

Ist es nicht merkwürdig, wenn in dem erwähnten Zeitungsartikel eine große Partei wie die SPD sich noch von der Presse sekundieren lassen muß, um in Gegenwart offenkundigen Unrechts eine Angleichung des Versicherungsschutzes der „Arbeiter“ an den der „Angestellten“ zu erkämpfen? Was berechtigt denn hier zur Zurücksetzung des Werkarbeiters gegenüber dem Büroarbeiter? Eine fast unerklärbare Gewohnheit, Unterschiede zu machen. Und sind nicht alle Träger der Arbeit nicht nur gleichermaßen achtungswert, sondern auch gleichermaßen wohnungsberechtigt? Weshalb ein besonderes „Beamtenrecht“ und noch dazu „höhere Darlehen für Beamtenwohnungen, höher als für gemeinnützigen Wohnungsbau“!? Wie kindlich unreif zeigt sich doch hierbei unsere Demokratie!

Trotzdem soll hier niemand zum Vorwurf gemacht werden, eine Berufsordnung zu respektieren, solange sie Gesetzeskraft hat. Unsere Zeit „zwischen den Zeiten“ ist aber wie keine andere geeignet, dort, wo wir uns noch in Ver-

kennung des gemeinnützigen Wertes des Arbeitsverhältnisses — wie durch zwei Ufer getrennt — gegenüberstehen, die soziale Brücke zu schlagen.

Beamte sind Amtsangestellte, Büroarbeiter der Unternehmen sind Büroangestellte, Werk tätige sind gleichermaßen Angestellte. Weshalb werden sie unterschiedlich registriert und behandelt? Womit ist denn ein Weiterbestehen der Gegensätze in der Behandlung sogenannter „Arbeiter“ und sogenannter „Angestellter“ zu rechtfertigen? Sind wir dabei irgendwie an Gewohnheiten der Arbeitsbeurteilung früherer Zeiten gebunden? Ist die Stimme unseres Gewissens schwächer als die einer überalterten, von verletzenden Mängeln behafteten Berufsordnung? Funktioniert unser soziales Empfinden nur nach Vorschrift — auf Befehl? Sind wir gefühllos geworden gegenüber dem, was wir gewohnheitsmäßig täglich „im Namen der Berufsordnung“ tun und geschehen lassen? Zumal wir keinen Anstoß nehmen an einer mit Achtungsunterschieden so sehr belasteten jahrhundertalten Gruppierung der Arbeit in Arbeitgeber einerseits und in dreierlei Arbeitnehmer andererseits.

Ungleichheit aus Prinzip?

Hier geht es ja nicht um Kritik an der Namensgebung, hier geht's um Unrecht, dessen freiwillige Beseitigung jedem Gutwilligen zur Ehre gereicht, zur Hebung des Arbeitsverhältnisses auf ein zeitgemäßes Niveau von Selbstachtung und Mißachtung.

Es gibt hierzu wahrlich Möglichkeiten genug, die nicht viel mehr kosten als ein Atom guten Willens. Wie leicht läßt sich das beweisen.

Hier ein Beispiel: Fehlt ein sogenannter „Arbeiter“ an seinem Arbeitsplatz, so wird ihm diese Zeit rücksichtslos auf Tag, Stunde und Minute abgezogen. Als Kranker braucht er zwar erst recht gute Verpflegung, also auch finanzielle Sorglosigkeit, aber so ist es eben üblich — als „Arbeiter“ soll er sehen, wie er mit dem Krankengeld, oft in vielfacher Höhe von ihm in gesunder Zeit eingezahlt, über seine Krankheit und die sie verschlimmernde Verdienstlosigkeit hinwegkommt.

Gerät aber ein sogenannter „Angestellter“ in dieselbe Zwangslage, dem Arbeitsplatz fernbleiben zu müssen, dann erhält er prompt sein Gehalt und kann das Krankengeld als zusätzlichen Trost kassieren. So ist es auch üblich, so geschieht es ebenfalls „im Namen der Berufsordnung“!

Bei diesem Vergleich drängt sich vielleicht manchem Kenner der besonderen Verhältnisse Berlins die Idee auf, daß es doch leicht sein müßte, nach dem Vorbild der „Lohnausgleichskasse für Grenzgänger“, so zu verfahren, daß man dem erkrankten Angestellten das Krankengeld nicht auszahlt, sondern es in einen Fonds einzahlt, aus welchem dann dem erkrankten Betriebsarbeiter

Man telefoniert mit



....einem Bekannten



....einem Unbekannten



....einem Untergebenen



....einem Vorgesetzten

voller Lohnausgleich gewährt wird. Aber das wäre, so gerecht es auch erscheint, entgegen diesem Betrachtungszweck nur Stückwerk, nur ein neues Stückchen in dem schon so unschönen Mosaik unserer überalterten Berufsordnung.

Nein! Hiergegen bedarf es einer sozialen, d. h. gemeinnützigen gründlichen Umstellung — geistig einerseits, behördlich-gesetzgeberisch andererseits — durch Einbeziehung des sogenannten „Arbeiters“ in das Angestelltenverhältnis! Er wird damit als Angestellter geführt wie jeder andere und genießt die Achtung eines Mitarbeiters wie jeder andere.

Bilden wir uns dabei aber nicht ein, daß wir damit unserem Betriebsarbeiter etwas schenken oder ihn gnädig in den „Angestelltenstand erheben“. Erstens verlangt er dies nicht, zweitens ist er sich bewußt, schon immer unser angestellter Mitarbeiter zu sein. Dies anzuerkennen und unsererseits als Unternehmer gebührend zu bestätigen, haben wir vielleicht manchmal versäumt. Sprechen wir nicht täglich von „Angestellten und Arbeitern“, wie wenn es sich nicht um eine Zweckbeziehung, sondern um eine (wenn auch gedankenlos geübte) Klassenunterscheidung handelt? Was bezwecken wir damit? Es spricht doch nur gegen uns selbst, wenn wir uns nichts dabei denken, den einen „Angestellten“, den andern „Arbeiter“ zu nennen, wo doch tatsächlich beide arbeitnehmende Angestellte sind, der eine im Büro, der andere im Werk. Der eine unterscheidet sich vom anderen nur dadurch, daß er verkauft, was der andere produziert. Leider handelt es sich hierbei keineswegs nur um eine formale Unterscheidung. Auch wenn wir uns als Unternehmer aus unserem gesetzlich vorgeschriebenen Verhalten keinen Vorwurf zu machen brauchen, handeln wir bisher auf diese Weise unsozial und, wenn auch unbewußt, aus Mangel an Ehrfurcht vor der Arbeit. Denn sozial oder gemeinnützig handeln erfordert eine korrekte Einstellung und vor allem die, keine nachteiligen Achtungsunterschiede im Verkehr mit Büro- und Werkarbeitern aufkommen zu lassen.

Hier liegt — gelinde gesagt — ein Irrtum vor, den es zu beseitigen gilt. Die Initiative hierzu liegt in erster Linie beim Sozialpartner „Arbeitgeber“. Je freiwilliger dies geschieht, um so ehrenvoller ist es für ihn.

Gewandelte Zeiten — größere Aufgaben

Gewiß, das verringert nicht seine Unternehmersorgen. Man kann auch verstehen, wenn ihm die Registrierung des Arbeiters als Angestellten nicht gerade gelegen kommt, denn er wittert darin eine Mehrbelastung, gegen die er sich rein instinktiv wehrt. Aber bei richtiger Würdigung der Sachlage handelt er doch viel klüger, einmal etwas freiwillig aus zeitgemäßer Erkenntnis

zu tun und damit an sozialem Ansehen zu gewinnen als, zugeknöpft, vernunftwidrige finanzielle Einwendungen zu machen. Denn wenn er darauf wartet, bis eine Forderung vorliegt und wenn er es auf eine Machtprobe ankommen läßt, so riskiert er, damit an Ansehen zu verlieren. Gute Zusammenarbeit erfordert auch geistige Harmonie.

Deshalb müssen beide Sozial- oder Arbeitspartner mit Verständnis handeln und behandelt werden. Frei und offen muß gesagt werden, daß der Unternehmer, der Arbeitgeber von heute, ein ganz anderer ist als der „Kapitalist“ des vorigen Jahrhunderts. Damals gab es ziemlich viel reiche Leute, die es für zeitgemäß vornehm hielten, andere zu beschäftigen und selbst keinen Finger dabei zu rühren. Das hat vielfach zu ausbeuterischen Exzessen geführt. Kein Wunder, wenn hiergegen ein Marx und ein Engels Widerstand organisierten. Hier liegt die Ursache der „Klassenkämpfe“, wobei eine von Machtwahn beseelte „besitzende Klasse“ selbst der berechtigten Forderung der „arbeitenden Klasse“ stets erst eine Machtprobe vorangehen ließ.

Solche Machtprobe wird es auch in Zukunft geben, aber sie bewegen sich in echter Demokratie in anderen Formen, als es früher der Fall war.

Ein Erlebnis drängt sich hierbei in des Autors Erinnerung. Es geschah, als damals die Sozialdemokraten für ihre Forderung solidarische Unterstützung im Ausland bzw. eine Europäisierung ihrer Ansprüche auf Besserstellung erstrebten. Was sie heute als „gute Europäer“ qualifiziert, veranlaßte damals Wilhelm II., sie als „vaterlandslose Gesellen“ zu brandmarken, die man, wie er zu Bismarck äußerte, „zusammenkartätschen müßte“. Diese irrixe Einstellung zu den Trägern der Arbeit, deren Fleiß von keinem anderen Volk überboten wurde, verleitete damals eine mehr militärisch als wirtschaftlich orientierte Gesellschaft, die Weltgeltung deutscher Arbeit mit dem Machtwahn militärischer Weltgeltung zu verquicken. Die Folgen aus zwei von solchem Wahn verursachten Kriegen brauchen wir hier nicht zu erörtern, denn wir stehen noch mitten drin, und sie belasten uns alle.

Deshalb stehen wir heute vernunftgemäß anders zueinander. Wir erkennen an, daß der Arbeitgeber, wie oben gesagt, heute ein anderer ist, auch wenn er es im wesentlichen erst unter dem Druck der beiden Kriegskatastrophen, durch die allgemeine Verarmung, geworden ist. Damit sind wir einander nähergekommen, und die Sozialpartner, die Arbeitspartner, können ihr lebenswichtigstes Interesse, Arbeit und Wohlstand zu verbinden, nicht besser wahrnehmen als in gedachter Zusammenarbeit. Mit fortschreitender Zivilisation, gefördert von technischen Fortschritten, ist selbstverständlich mit dem Leistungsniveau auch das

Bildungsniveau gestiegen, und mancher nur als „Arbeiter“ registrierter Mitarbeiter könnte mit seiner Leistung einen Büro- oder Amtsangestellten beschämen. Im übrigen ist und bleibt Bildung immer am wertvollsten, wenn sie andere mitbildet. Ganz besonders auf dem Boden der Ehrfurcht vor der Arbeit.

Deshalb verbindet sich mit dem Anspruch auf Bildung die Pflicht zur Mitbildung der Mitarbeiter, egal ob in Unternehmen oder in Verwaltungen. — Gern haben wir hier anerkannt, daß der Arbeitgeber von heute nicht mehr der voreingenommene Nutznießer von früher ist. Selbst die Bezeichnung „Arbeitgeber“ paßt kaum noch dazu. Er muß es verstehen, durch Werbung Arbeit zu suchen, er muß dann die geworbene Arbeit aufteilen zwischen sich und seine Mitarbeiter, er hat für das zur Durchführung der Arbeit unentbehrliche Kapital zu sorgen und muß durch immer neue Verkaufstüchtigkeit die Beschäftigung in Gang halten. Auf diese Weise ist heutzutage nur der Unternehmer erfolgreich, der zugleich Vorarbeiter sein kann und sich nicht geniert, in allem dabeizusein.

Und an diese unternehmerischen Vorarbeiter, die genau wissen, daß sie ohne Nacharbeiter, d. h. ohne Mitarbeiter nichts sind, wendet sich diese erfahrungsreiche Betrachtung mit folgendem ins Praktische gehenden Vorschlag:

Lassen wir keine achtungswidrigen Arbeitsunterscheidungen gelten.

Sprechen wir nicht mehr zwecks Unterscheidung der Lohnempfänger von den Gehaltsempfängern von „Arbeitern und Angestellten“. Kommt es aus irgendeinem statistischen Grunde darauf an, Zahl und Art der Angestellten zu kennzeichnen, so heißt es von nun an: wir beschäftigen soviel Betriebsangestellte und soviel Büroangestellte. Sie alle beziehen Gehalt, wenn auch bei Betriebsangestellten dieses Gehalt sich aus sogenannten „Lohnstunden“ zusammensetzt. Denn die Stundenbewertung gehört zur Kalkulation des Arbeitsanteils an jeder produktiven Leistung. Das ist selbstverständlich.

Die Berechnung der auf eine Arbeit angewendeten Zeit erfolgt wie bisher, aber die Verrechnung und Auszahlung läßt sich sehr vereinfachen. Man verrechnet monatlich einmal und zahlt wöchentlich einen vom Arbeitnehmer gewünschten Abschlag, irgendeinen runden Betrag, den der Empfänger quittiert. Am Monatsende erfolgt die Totalverrechnung wie bisher bei allen Gehaltsempfängern unter Abzug der Steuern usw.

Diese Vereinfachung hat sich bereits bestens bewährt. Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Selbstverständlich gibt es hiernach keinen unterschiedlichen Kranken- und sonstigen Versicherungsschutz, keine Urlaubsunterschiede und als Rente oder Pension, die der Staat zu zahlen hat,

Schluß auf Seite 42



Kurz berichtet

Die erste Westdeutsche Ausstellung über Automatisierung wurde am 8. April im Wirtschaftsmuseum eröffnet und ist bis 19. Mai dort zu sehen. Die Ausstellung, die als Wanderschau später auch in anderen Städten der Bundesrepublik gezeigt werden soll, wurde vom RKW zusammen mit dem Landesmuseum „Volk und Wirtschaft“ gestaltet. Sie gliedert sich in vier Hauptgruppen, die deutlich erkennen lassen, daß immer der Mensch Mittelpunkt und Hauptfaktor der Automatisierung sein muß. Typische Fälle angewandter Automatisierung vermitteln einen anschaulichen Querschnitt aus der Praxis, wobei Beispiele aus der Hüttenindustrie, der chemischen Industrie, der allgemeinen Fertigung (Maschinenbau, Automobilindustrie, Nahrungsmittelindustrie usw.), dem Verkehr und der Verwaltung dargestellt werden. Da ein Leserwunsch vorliegt, in den Werkmittellungen über das Thema zu schreiben, das diese Wanderschau jetzt behandelt, möchten wir auf die Ausstellung besonders hinweisen.



„Seit ich die vollautomatische Küche habe, brauche ich keine Mädchen mehr, aber dafür sind ständig zwei Elektriker beschäftigt.“



Direktor Biberger vom Wirtschaftsmuseum führt Vertreter der Presse bei einer Vorbesichtigung durch die Ausstellung.

Der Humor kommt in der Wanderschau Automatisierung — wie man hier sieht — nicht zu kurz. Die Darstellung zeigt aber treffend, daß beim Einsatz von Maschinen in der Küche irgendwo die Grenze liegt, an der die Sache sinnlos wird. Genau so wird sich auch die Wirtschaft überlegen müssen, wie weit sie im einzelnen Falle vernünftigerweise Umstellungen vornehmen sollte.

NACHWUCHS IN DER VERWALTUNG



vordere Reihe: Monika Giebel, Karin Vranken, Ruth Fischer, Renate Wolfermann, Marianne Billstein, Marion Mai, Marliese Lieberenz, Hans-Ulrich Buhrke; hintere Reihe: Ursula Hannen, Karin Pfeiffer, Bruno Kleinschmidt, Willi Schnee, Werner Bumke, Hans-Joachim Stücker, Bernhard Sowitzki.



Unseren Lesern konnten wir im ersten Bericht über das Elektrostahlwerk (Werkmittellungen Nr. 25/1956) nur Bauzeichnungen bieten. Inzwischen ist die Stahlkonstruktion der Halle in die Höhe gewachsen. Die Ostfassade könnte zu einer Ausstellungshalle gehören. Das verspricht viel Licht im Innern. Unsere Kollegen, die dort arbeiten sollen, werden sich darüber freuen.



und berichtet

Das Wirtschaftsmuseum heißt zu Unrecht Museum, denn das ist es im eigentlichen Sinne gar nicht, eher das Gegenteil davon: Darstellung zeitnahen Geschehens! Es überrascht deshalb nicht, wenn gerade Schulkinder in großer Zahl zu seinen Besuchern zählen. Unsere neuen Lehrlinge stehen nun selber im Wirtschaftsleben darinnen, dessen Zusammenhänge die Darstellungen des Museums anschaulich machen wollen. Aus Unterhaltung und teilweise auch Spiel wird der gebotene Stoff für sie jetzt zum Unterrichtsmaterial und der aufmerksame junge Betrachter findet manche Frage hier schon beantwortet, der er bei der Prüfung zum Abschluß der Lehre begegnen wird.

NACHWUCHS IM BETRIEB

Die schematischen Darstellungen aus der Eisenhüttenkunde finden verständlicherweise besonderes Interesse bei unserem jungen Nachwuchs.



Von links nach rechts: Ing. Wilfried Nau, Dieter Leve, Siegfried Mirbach, Dietfried John, Karl-Heinz Drunkemöller, Manfred Lala, Wolfgang Achten, Rolf Hoffmann, Klaus Schira, Norbert Daners, Wolfgang Ober, Ing. Richard Schindler, Werner Soguart, Rolf Schillings, Hermann Treffer, Hubert Eisenkopf (Meister d. Lehrwerkst.), Hermann David, Herbert Przeslawski, Rolf Küster, Karl-Walter Hein.



zweiter u. dritter von links: Franz Liese, Michael Meyer



erster v. links: Kurt-Dieter Jöepens
erster v. rechts: Willi Junkermann (verdeckt)

IM KOHLENPOTT:



ZU BESUCH BEI DER HOAG

Fröstelnd hielten wir an einem verregneten Freitagmorgen Ausschau nach dem Autobus, der uns nach Oberhausen bringen sollte — 28 gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge und 7 Jungarbeiter, 35 Mann hoch. Wir brauchten nicht lange zu warten. In schneller Fahrt über die Autobahn erreichten wir unser Ziel, das Hüttenwerk Oberhausen, einen der größten Roheisenerzeuger der Bundesrepublik.

Schon von weitem sehen wir die riesige Schlackenhalde. Wir wissen, wir sind am Ziel angekommen. Die Schlackenhalde der HOAG (Hüttenwerk Oberhausen AG.) hatte früher, als das Werk noch Gutehoffnungshütte hieß, die Ausmaße der Insel Helgoland. Dies zeigt deutlich, welch ein ernstes Problem die Hochofenschlacke bis vor nicht langer Zeit bildete. Wohin mit dieser Schlacke? Schließlich sahen sich die Hüttenleute gezwungen, einen Weg zur wirtschaftlichen Verwendung zu suchen. Und man fand ihn. Heute ist die Hochofenschlacke ein sehr begehrter Rohstoff und die Tage der Schlackenberge sind gezählt. Die Hochofenschlacke — auf eine Tonne Roheisen kommen etwa 700 kg Schlacke — findet heute in der Bauindustrie eine vielfache Verwendung.

Wir betreten das Werk direkt gegenüber der einen Hochofenanlage, wo wir von einem Herrn der Werksleitung begrüßt werden. Ein anderer, schon älterer Herr stellt sich als „Fremdenführer“ vor. Nach einigen einleitenden Worten über die Erzverhüttung beginnt ein Rundgang durch den weitläufigen Komplex des Werkes. Schon der großen Ausmaße wegen mußten wir uns auf die Besichtigung der wichtigsten Abteilungen beschränken.

Zunächst gehen wir zu den mächtigen Gebläsemaschinen, die den unentbehrlichen Wind für die Hochofen erzeugen, der dann in den Winderhitzern auf 600—700° erhitzt wird. Der Wind ist deshalb für den Hochofen so wichtig,

weil er das Verbrennen des Kokes ermöglicht. Für die Herstellung einer Tonne Roheisen werden ca. 4000 Kubikmeter Luft benötigt. Bemerkenswert ist die Ausnutzung des Gichtgases der Hochofen, die nicht nur diese Gebläsemaschinen antreibt, sondern auch noch die Industrieöfen heizt. So ist die HOAG in der Lage, ihren enormen Energiebedarf — der Stromverbrauch beträgt über 1 Million Kilowattstunden täglich — zu einem großen Teil aus eigenen Quellen zu decken.

Interessant ist es zu erfahren, daß das Roheisen während des Hochofenprozesses nur durch kleine Löcher, die mit dickem Blauglas verschlossen sind, beobachtet werden kann. Analysen können nicht entnommen werden. Man muß sich also beim Abstich auf die Zeit verlassen. Alle drei bis vier Stunden wird der Hochofen abgestochen, und wir haben das Glück, einen Abstich mitzuerleben. Ein Hochofenabstich ist für den, der ihn zum ersten Male sieht, überwältigend. Und so sehen auch wir gebannt zu, wie einer der Hochofenarbeiter das Roheisenstichloch mit der Sauerstofflanze durchbrennt, und sich 100 Tonnen Roheisen ihren Weg brechen und sich erst träge und dann immer schneller fließend durch die Rinne in die Gießpfanne ergießen. Die Gießpfanne wird von besonderen Pfannenwagen zum Stahlwerk gebracht. Manchmal läßt man das Roheisen jedoch auch im Sandbett zu Masseln erstarren. Ein moderner Hochofen schafft bei guter Erzbeschickung eine Tages-

leistung bis zu 1000 Tonnen Roheisen. Deutsche Erze gewährleisten eine Tagesproduktion von nur 350 bis 400 Tonnen. Die Roheisenerzeugung der HOAG betrug im letzten Jahr (Rechnungsjahr) 1,42 Mill. t, das ist nicht ganz $\frac{1}{12}$ der Gesamtproduktion in der Bundesrepublik.

Vorbei an den sieben Hochofen und den Erzbunkern folgen wir unserem Führer zum Stahlwerk.

Die HOAG ist ein gemischtes Hüttenwerk, d. h. sie hat neben den Hochofen Anlagen, in denen das Roheisen zu Stahl weiterverarbeitet werden kann.

Bei der Umwandlung des Roheisens zu Stahl wird dem Roheisen ein großer Teil des Kohlenstoffs, außerdem möglichst weitgehend Phosphor und Schwefel entzogen, wodurch die Möglichkeit zu einer weiteren Warmbehandlung gegeben wird.

Vor dieser Umwandlung mischt der Stahlwerker das Roheisen aber im Roheisenmischer, um Schwankungen in der Analyse oder im Bedarf auszugleichen. Im Thomasstahlwerk wird gerade ein Konverter gefüllt. Als Füllung verwendet man flüssiges Roheisen, dem Kalk, Erz und zeitweise auch noch Schrott zugefügt wird. Nach der Füllung schwenkt der Konverter in Blasstellung und durch die im Boden befindlichen Düsen wird Wind durch das Stahlbad geblasen. Der Vorgang des Windfrischens hat begonnen. Beim Windfrischen arbeitet man ohne jegliche Wärmezufuhr von außen. Die notwendige Temperatur von etwa 1600° C wird durch die Verbrennung von Kohlenstoff, Silizium, Phosphor und etwas Eisen durch das Blasen erreicht. Übrigens war die HOAG das erste Werk, das beim Windfrischen reinen Sauerstoff an Stelle der bis dahin gebräuchlichen Luft verwendete.

Beim Windfrischen mit Sauerstoff wird einmal der Verbrennungsprozeß abgekürzt und zum andern wird die Aufnahme von Stickstoff durch den Stahl vermieden, was günstige Auswirkungen auf die Stahlqualität mit sich bringt.

Die Schlacke, die beim Thomasprozeß entsteht, wird nicht weggeworfen, sondern im Thomasschlacken-Mahlwerk zu Thomasmehl vermahlen. Dieses Thomasmehl verkauft die HOAG als hochwertiges Düngemittel.

Roheisen wird jedoch nicht allein im Thomasstahlwerk eingesetzt. Ein Teil geht zum Siemens-Martin-Werk. Beim Herdfrischen im Siemens-Martin-(SM)-Ofen werden als Hauptausgangsstoff ca. 70 Prozent Schrott verwendet. Der Rest besteht aus Roheisen, das entweder als Masseln oder flüssig eingesetzt wird. Die HOAG hat fünf SM-Ofen mit einem Fassungsvermögen von je 100 to. Die Ofen werden mit Ferngas beheizt. Je Schicht finden im Stahlwerk zwei Abstiche statt.

Den Stahl läßt man in Gießpfannen fließen, deren Inhalt in der Gießhalle zu Blöcken oder Brammen vergossen wird.

Verfolgen wir den Weg eines Blockes weiter.

Zum Ausgleich der unterschiedlichen Temperaturen außen und im Innern des Blockes und zur Erwärmung stärker abgekühlter Blöcke dienen die Tieföfen. In der Blockwalze wird der auf etwa 1200° C erhitzte Block zum Vorblock ausgewalzt. Dieser Vorblock rollt zur Halbzeug- oder schweren Profilstraße. Auf der Profilstraße entstehen Schienen, Stabstahl und Formstahl. Eine besondere kontinuierliche Feinstraße wälzt Rundstahl, Kleinprofile und Betonstahl.

Besonders beeindruckt sind wir von dem Drahtwalzwerk. Welch eine Reaktionsfähigkeit müssen die Arbeiter dort besitzen!

Das Drahtwalzwerk besteht aus einer Vorstraße und einer Fertigstraße. In die Vorstraße werden Knüppel von 60 x 60 x 3500 mm eingesetzt und am Ende der elfgerüstigen Fertigstraße kommt ein Draht von 5 mm Durchmesser heraus. In einer Stunde können etwa 170 km Walzdraht mit 5 mm Durchmesser erzeugt werden. Ununterbrochen jagen die glühenden Schlangen durch die Walzgerüste und werden von geschickten Händen weitergeleitet.

Gerade hier fällt uns wieder der vorbildliche Unfallschutz der HOAG auf. Überall warnen Schilder vor Gefahren, und durch die Zahlung von Prämien für unfallfreies Arbeiten gelang es, die Unfallziffer auf ein Drittel des Normalstandes zu senken.

Unser Weg geht weiter. In der Radsatzschmiede beobachten wir, wie die Radreifen, Radscheiben und Achsen geschmiedet bzw. gewalzt werden. Die Fertigbearbeitung wird jedoch nicht im eigenen Werk, sondern in fremden Radsatzdrehereien vorgenommen.

Als letzten Betrieb zeigt unser Führer uns das Blechwalzwerk. Im Prinzip wird die gleiche Arbeit wie im Blockwalzwerk ausgeführt. Die Bramme, so heißt der rechteckige Ausgangsblock, wird auf der Grobblech-Duo-Straße ausgewalzt; dabei müssen die Walzen bei jedem Stich ihre Umlaufrichtung ändern. Anders ist es bei der

Trio-Straße. Die Drehrichtung der Antriebsmaschine muß nicht gewechselt werden, da die Walzen stets im gleichen Drehsinn laufen. Das Walzgut wird zuerst zwischen Unter- und Mittelwalze und auf dem Rückweg zwischen Mittel- und Oberwalze hindurchgeleitet.

Es ist interessant, daß man für Feibleche, z. B. Tiefziehbleche in der Autoindustrie, fünf Tage als Herstellungsdauer rechnet.

Die Uhr zeigt 14 Uhr, die Besichtigung geht ihrem Ende entgegen. Unsere freundlichen Gastgeber laden uns zu einem kleinen Imbiß ein. Dabei hören wir, daß die HOAG 13 000 Menschen, davon 1000 Angestellte, beschäftigt.

Aus der Geschichte des Werkes erfahren wir, daß der Betrieb im Jahre 1790 gegründet wurde. Das Werk vergrößerte sich, dehnte sich aus und im Jahre 1855 blies man den ersten Kokshofen an. Das Bessemerstahlwerk entstand in den Jahren 1870 bis 1872, und Siemens-Martin-Stahl wird ab 1879 erzeugt. 1882 wird Roheisen zu Thomasstahl gefrischt.

Über diesen Gesprächen ist die Zeit vorgerückt. Unser Führer verabschiedet sich. Wir bedanken uns für seine Mühe und besteigen den Autobus, der uns in die Landeshauptstadt zurückbringen soll.

Die Hochöfen der HOAG versinken im Dunst, ein ereignisreicher und lehrreicher Tag hat sein Ende gefunden.

Jürgen Daum
Ernst Weiß



Fotos: HOAG

eine auskömmliche Mindestsumme, die das Alter ehrt und nicht beschwert. Was in dieser Betrachtung vorgeschlagen wird, hat nicht den Charakter einer Forderung, sondern ist lediglich eine Ermahnung zur Ehrfurcht vor der Arbeit.

Jeder weiß, daß die sozialen Abgaben, wie Steuern, Krankenkassenbeiträge usw. überall gleichermaßen die Gesamtunkosten belasten. Sie werden gleichermaßen in jedem Unternehmen in der Kalkulation berücksichtigt, so daß von einer Einschränkung der Wettbewerbsfähigkeit einer bestimmten Industrie keine Rede sein kann. Nicht die kleinste Dividendenkürzung ist hierdurch zu erwarten.

Das Freiheitsideal

Die Geschichte der Arbeit lehrt uns, wie glücklich unsere heutige Zeit zwischen den Zeiten liegt und uns durch Arbeit menschlich näher gebracht hat.

Mit Schauer und Scham decken wir in dieser Geschichte jene mittelalterliche Epoche zu, in der von einer Gemeinde im Jahre 1241 unter dem Einfluß reicher „Tuchherren“ den elendig ausgebeuteten armen Tuchwebern das Recht bürgerlicher Mitbestimmung in der Gemeinde durch folgenden Gemeindebeschluß versagt wurde:

„Ausgeschlossen von der Würde eines Beisitzers im Magistrat sind Diebe, Falschmünzer und ... Handwerker, die während des letzten Jahres körperliche Arbeit verrichtet haben.“

Ja, „körperliche Arbeit“, das war es, was sie vor 700 Jahren herabwürdigte, die Männer der produktiven Arbeit. Gewiß, in diesen 700 Jahren hat sich manches in geistig-sozialem Sinne geändert. Stolz sein können wir hierauf jedoch nicht, denn gegenüber den technischen zivilisatorischen Fortschritten sind unsere geistig-gemeinnützigen doch allzu sehr zurückgeblieben, aus Mangel an Ehrfurcht vor der Arbeit

und im Namen einer Berufsordnung, die in ihren Auswirkungen noch im Zeichen des erst im Jahre 1917 abgeschafften Dreiklassen-Wahlrechts steht. Die Notwendigkeit der Reform unserer Berufsordnung steht deshalb im Vordergrund. Wie dringend sie ist, zeigt u. a. der Streik in Schleswig-Holstein, der auch einen der hier aufgezeigten wunden Punkte zur Ursache hat. Weitere schädliche Folgen zu verhüten ist jetzt Sache der Arbeitspartner und der Regierung.

Denken wir zugleich an die Unfreiheit, in die der Kommunismus seine Menschen (als Proletarier) abgrundtief hinabgestoßen hat, weil es ihm an geistig-sozialem Rückgrat fehlt, tragisch ersetzt durch eine Art zivilen Militarismus. Hoch können wir uns darüber erheben durch friedlich-freies Zusammenwirken der Arbeitspartner, wobei die aktive Privatinitiative unserer Unternehmer sich hervorragend betätigen kann.

Aus: Berliner Wirtschaftsblatt Nr. 1
vom 4. Januar 1957

JOSEF DEDERICHs:

Der Schmied und sein Lehrling



Auf Schusters Rappen war der Schmiedegeselle ins Rheinland gekommen. Hier hatte der gebürtige Bayer neben Arbeit und Brot eine zweite Heimat gefunden. Urwüchsig wie seine Art war auch seine knorrige Gestalt, die mit dem gekrümmten Rücken an den Glöckner von Notre Dame erinnerte. Sein durch die Glut des Feuers gezeichnetes und von unzähligen Falten-Kanälen durchzogenes Gesicht, verstärkten diesen Eindruck, der durch den bayrischen Dialekt in keiner Weise gemildert wurde.

So sah ich ihn, in dessen Obhut ich gegeben wurde, um einige Grundbegriffe des Schmiedehandwerks zu erlernen. Während seiner kurzen, auf bayrisch dargebrachten Einführungs-erklärung, starrte ich angestrengt auf seinen Mund, der beim Öffnen einige vom Priem gelblich-schwarz getönte Zähne zeigte, und verstand kein Wort. Ich ahnte Böses, das in den kommenden Wochen wie ein Gewitter über

mich hereinbrechen würde, als ich die grollende Stimme hörte und mir die wie alte Baumwurzeln wirkenden Hände besah, die wohl imstande sein würden, einen Donnerschlag herbeizuführen. Mit meiner 14jährigen Menschenkenntnis sah ich selbst in dem manchmal schalkhaften Augenaufleuchten etwas Bedrohliches.

Unter diesem Aspekt begann ich meine Tätigkeit, die sich anfangs im Herbeiholen und Anreichen von Werkzeugen erschöpfte. Das war schwerer wie es sich anhört, hatte dieser bayrisch belastete Wahl-Preuße es doch nicht für nötig befunden, die im Rheinland übliche Mundart anzunehmen. Ein schweres Unterfangen für einen Reisholzer Stropp, die mit Bu, La, Ha usw. bezeichneten Werkzeuge sofort zu finden. Doch das brachte mir der Meister bald in flüssiger Form bei.

Auf gut Glück wollte ich wieder einmal eine Zange ergreifen, es muß die falsche gewesen sein, denn im letzten

Moment konnte ich meine Hand vor einem Strahl Tabaksaft in Sicherheit bringen und vom Amboß kam ein zustimmendes Grunzen, als ich die Nachbar-Zange ergriff.

So wurde mir durch Zeichensprache und mit außergewöhnlichen Mitteln des Meisters Wollen kund und des öfteren zeigte ein durch das Bewegen der Haupt-Wangenfalten angedeutetes Lächeln, daß sich eine Zusammenarbeit zwischen Bayern und Preußen anbahnte. Sie erhielt jedoch nochmals einen Rückschlag, als eine Anzahl vorgeschmiedete, noch warme Teile im Ofen neu auf Schmiedeglut gebracht werden sollten. Wie konnte ich wissen, daß diese Stücke für meine Hände viel zu heiß waren. So verbrannte ich mir in meinem Berufsleben zum ersten Male die Finger und es stand wieder 1 : 0 für Schmiede-Bayern, denn die ledernen Handwerkerfäuste ergriffen die für meine Begriffe allzu heißen Eisenstücke und legten sie in das glühende Maul des Ofens.

In der Zukunft lieferten mir diese harten formgebenden Hände auch manchen Beweis fachlichen Könnens, und ich sah die etwas außergewöhnliche Gestalt des Schmiedes schon mit wohlmeinenderen Augen. Ein endgültiges Verstehen kam jedoch erst zustande, als ich unter der rauhen Schale ein menschlich verstehendes Herz entdeckte.

Dieser Arbeitsmann ist längst nicht mehr, aber ich denke oft an ihn zurück und sehe im Geiste seine gekrümmte, wie eine alte Eiche wirkende Gestalt an seiner Werkbank, dem Amboß.

40jähr. Jubiläum

UNSERE JUBILARE

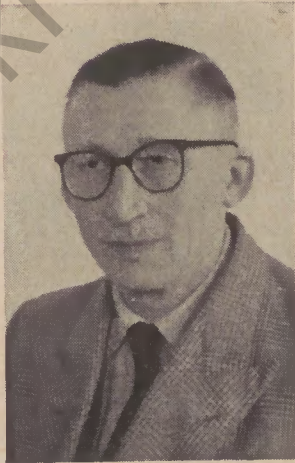


Erich Olmesdahl
Oberingenieur und Leiter
der Rohrwerkkaltbetriebe
Eintrittsdatum: 2. 4. 17

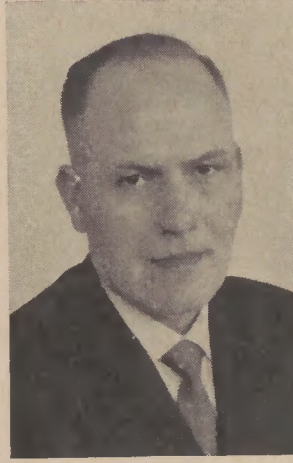
25jähr. Jubiläum



Heinrich Renner
im Konstruktionsbüro
Betriebserhaltung
Eintrittsdatum: 10. 6. 26



Gottfried Dassler
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 21. 9. 26



Heinrich Würde
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 28. 12. 26

15jähr. Jubiläum



Helga Freibeuter
im Verkauf Präzisionsrohre
Eintrittsdatum: 1. 4. 42



Vom

Atom

zu

Euratom

Der Geist wich aus der Flasche

Es ist eine unbehagliche Sache, wenn der Staatsbürger unaufhörlich ein Wort vernimmt und schließlich selbst damit operiert, dessen eigentliche Bedeutung ihm nicht ganz klar ist. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“ Gemeint ist das „Atom“. Wir könnten dieses Atom, das an sich völlig harmlos ist, auf sich beruhen lassen, wären nicht die Wissenschaftler auf die Idee gekommen, ihm auf den Leib zu rücken, es zu „beschließen“ und seinen Kern zu spalten, womit nun freilich ein Geist aus der Flasche gelassen ist, der uns zunächst einmal das Gruseln beigebracht hat. Der physikalische Vorgang, den wir im Sinn haben, wenn wir von Atom sprechen, ist also die Kernspaltung, ein Prozeß, bei dem gewaltige Energien freiwerden. Was geschah, als der sogenannte Kriegsgott sich dieser physikalischen Neuheit bemächtigte, haben wir schauernd zur Kenntnis genommen. Sich vorzustellen, was infolge fortgesetzter Weiterentwicklung „atomarer“ Waffen künftig geschehen könnte, reichen weder unsere Phantasie noch die Berechnungen der Wissen-

schaffter aus. Angesichts so ungewisser, ohne Zweifel aber entsetzlicher Folgen eines etwaigen Atomkrieges halten verantwortungsbewußte Politiker und Militärs die Entfesselung totalen Unheils nicht mehr für eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Es steht zu hoffen, daß sich das alte lateinische Sprichwort: „Wenn du den Frieden willst, bereite dich zum Kriege vor“, diesmal im Sinne einer wirk-samen Warnung bewähren könnte. Mag man die atomare Hochrüstung in West wie Ost ein Gleichgewicht des Schrek-kens nennen, es schützt uns vor dem Schrecken selbst.

Wächst der Physik ein Kornfeld auf der Hand?

Wo Schatten fällt, muß auch Licht sein. Ein wenig mißtrauisch noch vernehmen wir aus dem Munde unserer physikali-schen Schicksalsgötter, daß sich die gleichen Kräfte des Bösen, die wir als solche kennen, in Kräfte des Guten verwandeln ließen, von denen der Laie wenig weiß, und die noch nicht be-merkbar in Erscheinung traten. Auf die bange Frage, ob wir denn durch Atome sterben müssen, antwortet die Wissen-schaft: „Wir werden durch Atome le-ben!“ Und während wir eben noch den Begriff Atom für gleichbedeutend hielten mit Tod und Verderben, rufen die Kernwissenschaftler: „Neue Hoff-nung für die Menschen!“ Sie glauben be-gründete Aussicht zu haben und ar-beiten mit allem Scharfsinn darauf hin, schließlich sogar Nahrung ohne Saat und Ernte, ohne Ackerboden und Düngemittel, ohne Sonnenschein und Regen, unabhängig vom Klima, von den Jahreszeiten und den Vegetations-perioden gewinnen zu können. „Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“, heißt es im „Wallenstein“. Den Wissenschaftlern unserer Zeit klingt diese Frage nicht mehr paradox. Sie positiv zu beantworten, ist nach ihrer Meinung bald nicht mehr unmög-lich. Wir haben keinen Anlaß, an den Fähigkeiten der Physiker zu zweifeln; selbst wenn ihre so ungeheuer hoch gespannten Erwartungen zunächst nicht mehr sind als eben solche, würde allein die Tatsache, daß von den 900 Millio-nen Kindern auf unserer Erde 600 Mil-lionen unterernährt sind, genügen, um die Arbeit der Wissenschaft für fried-liches Gedeihen mit guten Wünschen zu begleiten.

Was bedeutet eigentlich Atom?

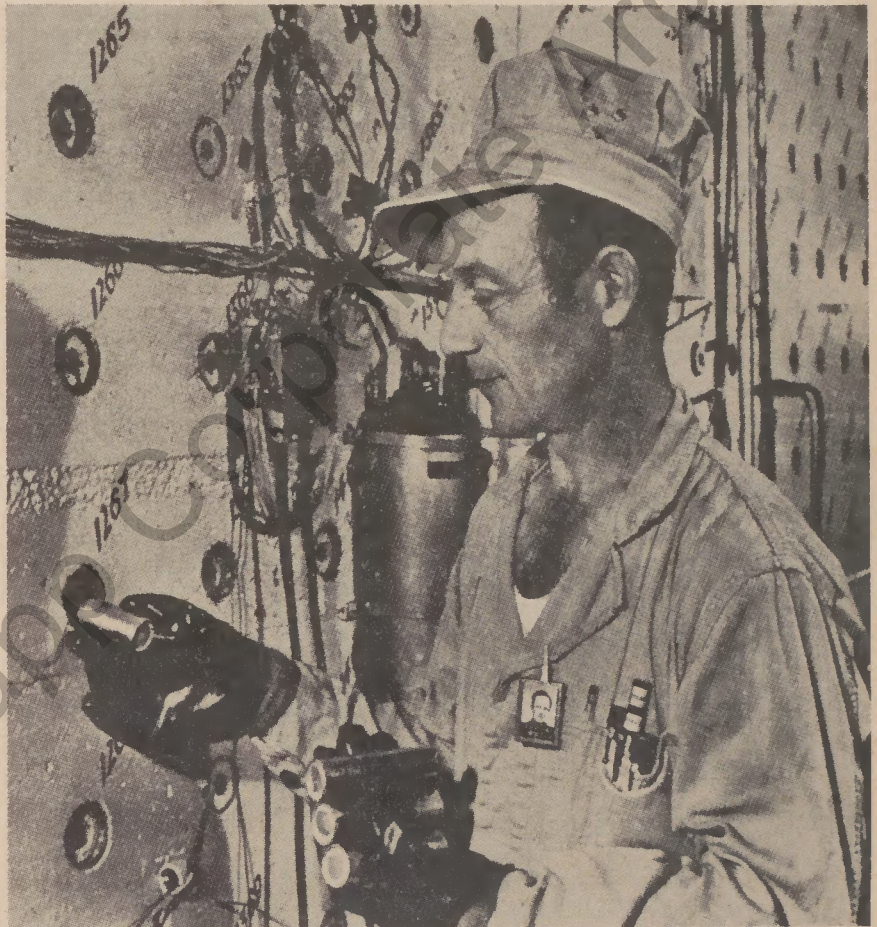
Zu Beginn der Neuzeit verband sich der Begriff Atom mit dem des chemischen Elements, eines Grundstoffs also, der sich nicht weiter zerlegen ließ. Man kannte deren 92 und nahm dement-sprechend 92 verschiedene Atomsorten an. Dann bekam man heraus, daß alle chemischen Atome aus drei Grundbau-steinen zusammengesetzt sind: aus Pro-tonen und Neutronen, die den Atom-kern bilden, und aus Elektronen, die ihn umkreisen. Nur das Zahlenverhält-nis der drei zueinander ist je nach dem Element verschieden. Es handelt sich jedesmal im äußeren Aufbau um eine Art Sonnensystem, das aus einer Kern-sonne und ihren Elektronen-Planeten besteht. Allerdings „funktionieren“ diese Systeme ganz anders wie die astronomischen; sie gehorchen den von Max Planck entdeckten Quantengeset-zen. Auch dürfen wir uns die kreisen-

den Elektronen nicht als eine Art Kügelchen denken. Sie haben teils den Charakter von Wellen, teils die Natur materieller Teilchen. Was sie wirklich sind, steht außerhalb unseres Vorstel-lungsvermögens. Jedenfalls: nach die-sem Schema ist die ganze Welt auf-gebaut — belebte und unbelebte Natur, Gesteine, Erden, Erze, Ozeane, Pflanzen, Tiere, Menschen und sogar die Luft. Der Bau der Kerne, also die Anzahl der in ihnen vereinigten Pro-tonen und Neutronen, bestimmt ihren Charakter als jeweiliges chemisches Element; die umgebende Elektronen-hülle bestimmt ihr chemisches Verhal-ten.

Wie dem nun sei: nachdem feststand, daß alle chemischen Elemente aus den drei gleichen Grundbausteinen zusam-mengesetzt sind, ergab sich der logi-sche Schluß, daß es möglich sein mußte, ein Element in ein anderes umzuwan-deln. Tatsächlich können seit der ersten

ständige Kraftquelle dar. Solange man diese Reaktion andauern läßt, wird Materie in Energie umgesetzt. Die Energiemenge, die im Atomkern steckt, liefert den Brennstoff für die Ofen des Atomzeitalters, die Pile, Atommeiler, Atomreaktoren oder wie auch immer sie benannt werden. Um welche Ener-giemengen es geht, mag ein verglei-chendes Beispiel belegen: um die glei-che elektrische Arbeitskraft zu erzeu-gen, die ein Kilogramm reines Uran liefert — nämlich 25 Millionen Kilo-wattstunden — würde man 2½ Millio-nen Liter Benzin oder 2600 Tonnen Kohle benötigen.

Den ersten Atommeiler der Welt baute der italienische Physiker Enrico Fermi bei Chicago. Am 2. Dezember 1942, um 9.45 Uhr, begann das Experiment. Es schien nicht zu glücken. Ein „Siche-rungstab“ nach dem anderen wurde herausgezogen. Endlich, um 15.25 Uhr hörte man Fermi sagen: „Es ist gelun-



Einlegen der mit Aluminium umkleideten Uran-Patronen in die Einsatzkanäle des Reaktors.
Foto: Archiv d. Verfassers

geglückten Kernspaltung des Elements Uran durch Otto Hahn im Jahre 1938 Element-Umwandlungen vorgenommen werden. Ein Traum der mittelalter-lichen Alchimisten, „unedle“ Stoffe in „edle“ zu verwandeln, erfüllte sich.

Ein Wendepunkt im Schicksal der Menschheit

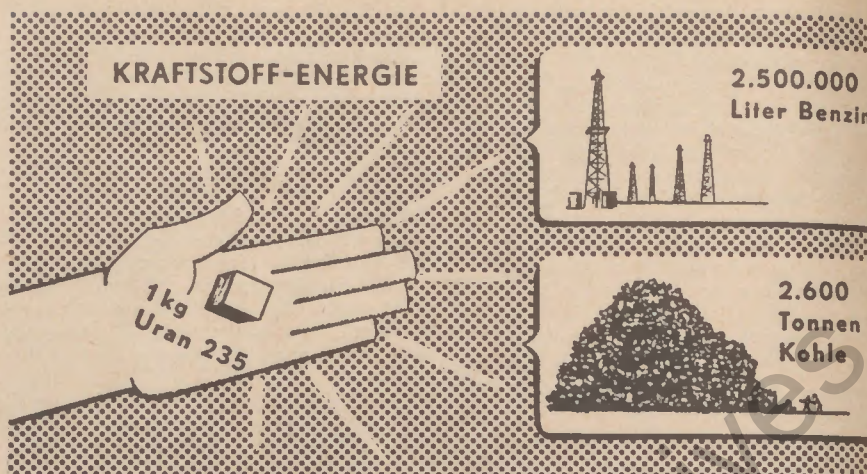
Als das Experiment der Kernspaltung von Uran gelang, wurde entdeckt, daß ungeheure Energiemengen freigemacht und genutzt werden können. Durch automatisch fortwirkende Spaltung weiterer Atomkerne entsteht dabei eine Kettenreaktion und stellt eine

gen. Dieser Atommeiler ist die erste sich selbst unterhaltende Uranbatterie.“ Das Atomzeitalter hatte begonnen. Gleich darauf rief ein anwesender Phy-siker den Forscher James B. Conant an, der heute die Vereinigten Staaten in Deutschland vertritt, und sagte: „Der italienische Seefahrer ist in der neuen Welt gelandet.“ Conant fragte zurück: „Wie verhielten sich die Ein-geborenen?“ Prompt kam die Antwort: „Freundlich und entgegenkommend.“

Wozu bloß soviel Energie?

In industrialisierten Ländern werden Licht und Wärme, Arbeits- und Trans-

port-Energie im wesentlichen durch Kohle, Öl, Gas oder Wasserkraft erzeugt. Alle wirtschaftliche Entwicklung hängt von der Versorgung mit Energie ab. Um seine Arbeit leisten zu können, braucht ein Mensch täglich bis zu 3000 Kalorien. Aber in einem hochzivilisierten Lande, wie in den Vereinigten Staaten, ist der Gesamtverbrauch an Kalorien, auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet, gleich 172 000. Mit anderen Worten, die technischen Energiequellen müssen für jeden einzelnen das Sechzigfache seiner eigenen Arbeit leisten. Eine Verbesserung des Lebensstandards — und daran arbeiten alle fünf Erdteile mit wachsendem Eifer — hängt von einer Steigerung der Weltenergie-Erzeugung ab. Aber die vorhandenen fossilen Brennstoffe und die Wasserkraftreserven sind nicht unerschöpflich. Eines Tages werden sie zu Ende gehen, zumal die industrielle Entwicklung immer gewaltigeren Umfang und ein immer schnelleres Tempo annimmt. Auch nimmt die Bevölkerung der Erde rapid zu. Man schätzt, daß die Menschenzahl von 2,3 Milliarden im Jahre 1950 auf 3,9 Milliarden im Jahre 2000 angewachsen sein wird. Im Jahre 2050, so wird geschätzt, dürften die herkömmlichen Brennstoffe nur noch zwei Drittel des Bedarfs decken. Doch schon in zwanzig Jahren wird, bei ständig steigenden Kohlepreisen der Bedarf an Kohle die Förderung übersteigen. Wenn aber das verwertbare Uran in der Welt (neuerdings wird auch das Element Thorium in Atomreaktoren verwandt) für Energie-Erzeugung nutzbar gemacht wird, so ist der im Jahre 2000 anfallende Weltbedarf an Energie für Jahrtausende gedeckt. Die Möglichkeit, Atomenergie in absehbarer Zeit zu wirtschaftlichen Preisen zu erzeugen, ist gegeben. Ebenso gewiß ist, daß sich schon jetzt jedes Land, wenn es einen angemessenen Lebensstandard aufrechterhalten und konkurrenzfähig bleiben will, den atomaren Kraftquellen zuwenden muß. Selbst ein Land wie Kanada, im Besitze riesiger Kohlenvorkommen und Wasserkraft, be-



schäftigt sich intensiv mit dem Aufbau einer Atomindustrie. Frankreich, dessen Kohlenreserven schwinden, wird unter anderem durch große Uran- und Thoriumvorkommen auf Madagaskar begünstigt. Norwegen arbeitet mit Holland an der Entwicklung eines Atomkraft-Triebwerkes für den Einbau in Hochseeschiffe. Schweden besitzt Reaktoren und hat weitere im Bau, bzw. den USA in Auftrag gegeben. Belgien und die Schweiz stehen im Begriff, die Errichtung von Kraftreaktoren vorzubereiten. Indien und Südamerika bleiben nicht zurück. Künftig wird man in vielen Gegenden der Erde, die reich an Rohstoffen, aber schwer zugänglich sind, das Material mit Hilfe der nicht standortgebundenen Atomkraft an Ort und Stelle verarbeiten.

Aussichten für den Transport

Die Verwendbarkeit der Atom-Energie für den Antrieb von Schiffen ist bereits erwiesen. Seit zwei Jahren bewährt sich das erste amerikanische Unterseeboot. Es kann die ganze Welt umfahren, ohne ein einziges Mal Brennstoff aufnehmen zu müssen. Ein zweites Atom-U-Boot beginnt in Kürze mit den Probefahrten. An Flugzeugen mit Atomreaktoren wird in den USA und

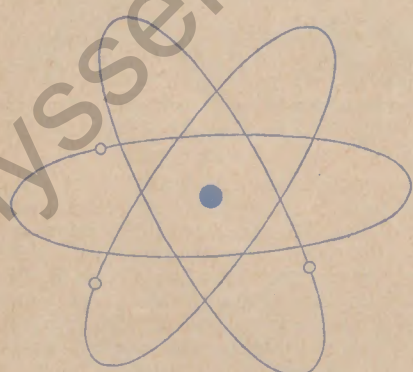
in der Sowjetunion gearbeitet. Ebenso an einer Atomlokomotive, die eine Leistung von 7000 PS entwickeln soll und im Jahr nur 5½ Kilo Uranbrennstoff verbrauchen würde. Dagegen ist an ein Atomkraftauto vorerst nicht zu denken, da einerseits das Gewicht der Blei- oder Stahlwände für die Strahlenabschirmung zu groß, und andererseits die Strahlungsgefahr bei Unfällen kaum zu bannen ist. Um so wichtiger scheint es, die Ölvorräte für Antriebe zu reservieren, die, wie der Automotor, nicht darauf verzichten können.

Zauberei mit Radio-Isotopen

Nicht minder wertvoll wie die Gewinnung von Energie durch Kernspaltung sind die dabei anfallenden Nebenprodukte, vor allem die Radio-Isotope. Isotope eines Elements sind Atome mit abweichendem Gewicht, die sich aber chemisch genau wie die „normalgewichtigen“ Atome verhalten. Sie werden in den bereits vorhandenen Kernreaktoren in größeren Mengen gewonnen. Diese radioaktiven Isotope stellen sozusagen ein zusätzliches Auge der Wissenschaft dar. An zahllosen Stellen, wo man mit den bisherigen Mitteln und Methoden der Forschung nicht weiterkam, eröffnen sich neue Möglich-

DAS ATOM:

BAUSTEIN DER MATERIE



1. Das Atom besteht aus einem Kern und einer Hülle um ihn kreisender Elektronen.

2. Ein Atom verhält sich größenmäßig zu einem Apfel wie dieser zum Erdball.



DIE ELEKTRONENHÜLLE

3. Elektronen sind die kleinsten Einheiten negativer elektrischer Ladung.



4. Die Elektronenhülle bestimmt die chemischen Eigenschaften des Atoms.

DER KERN

5. Der Kern besteht aus Protonen und Neutronen.



6. Ein Proton oder Neutron wiegt ungefähr 2000mal so viel wie ein Elektron.



7. Das Gewicht des Atoms liegt fast nur in seinem Kern.

8. Elektronen, Protonen, Neutronen verhalten sich größenmäßig zum ganzen Atom wie Erbsen zum Kölner Dom.



keiten, in die Geheimnisse der Naturvorgänge einzudringen oder technische Schwierigkeiten zu überwinden. Die Eignung radioaktiver Isotope erstreckt sich von der Krankheitserforschung und Krankheitsbehandlung bis zur Entwicklung besserer industrieller Arbeitsmethoden; von der Erhöhung landwirtschaftlicher Erträge bis zu einem bislang ungeahnten Verständnis für die Vorgänge im menschlichen, tierischen und pflanzlichen Organismus; von der Strahlenwirkung bis zur Materialprüfung, zur Dicken- und Dichtigkeitsmessung sowie zur „Auskunfterteilung“ als Spürelemente in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Technik.

Auf allen diesen Gebieten schreitet die Forschung buchstäblich Tag für Tag fort, so daß eine Aufzählung der erzielten Ergebnisse morgen schon überholt sein würde. Kein Zweifel: wenn es gelingt, die Gefahren der Radioaktivität völlig zu bannen, kann die friedliche Nutzung der Atomkraft zu einem Segen für die Menschheit werden, ja zu dem einzigen geifbaren Mittel für die Aufrechterhaltung der westlichen Zivilisation und darüber hinaus für eine rasche Entwicklung rückständiger Gebiete in der Welt.

Eine höhere Ordnung in Europa

Luxemburg ist, wie man weiß, Sitz der Hohen Behörde der Montan-Union, der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Als ihre Mitglieder und Mitarbeiter 1952 dort zusammenkamen, dachten sie noch je nach ihrer Nationalität französisch, deutsch, italienisch, niederländisch, belgisch oder luxemburgisch. Die gemeinsame Arbeit am gemeinsamen Ziel, die wachsende Einsicht in die gegenseitigen Qualitäten, der Einblick in die Sorgen der anderen, die Freude an der Aufgabe ließ sie alle zu Europäern werden. So hat man sich auch hier zuerst Gedanken über eine Integration gemacht, die über den begrenzten Rahmen der Montan-Union hinausgeht. Von Beginn an stand es fest, daß die Erfüllung ihrer Teilaufgabe nur dann ihren vollen Sinn und Wert bekommen kann, wenn die Teil-Integration nach und nach zu einer Voll-Integration der europäischen Wirtschaft führt.

Integration, dies nicht eben glückliche Wort, bedarf der Erklärung. Oft hört man sagen, diese oder jene Sache sei „integrierender Bestandteil“ eines Ganzen. Das bedeutet: die genannte Sache gehört zur Vollständigkeit des Ganzen, von dem sie ein Teil ist. Politisch gesehen, bedeutet Integration das Zusammenwachsen einzelner und getrennter Teile zu einer höheren Ordnung und Einheit. Die einzelnen europäischen Länder wären demnach integrierende Bestandteile eines Vereinigten Europas.

Die Zeit drängt

Eine Voll-Integration kann nicht von heute auf morgen verwirklicht werden. Eine Übergangszeit ist notwendig, wenn nicht wirtschaftliche Schäden und Erschütterungen entstehen sollen, die diesen oder jenen Sektor im einen oder anderen Lande treffen würden. Da nun aber die Entwicklung der Atomwirtschaft für friedliche Zwecke ein überaus schnelles Tempo angenommen hat — namentlich in den außereuropäi-

schen Großmächten Amerika und Rußland — müssen sich die westeuropäischen Länder zusammenschließen, um den Rückstand durch gemeinsame Bemühungen aufzuholen. Es bahnt sich eine technische Weltrevolution an, bei der ein Stillstand oder Beiseitestehen die Selbstaufgabe und ein Absinken in

völlige Abhängigkeit von außereuropäischen Mächten und Faktoren bedeuten müßte. Die erforderlichen Mittel für die Entwicklung einer leistungsfähigen und konkurrenzstarken Atomindustrie übersteigen das Vermögen der einzelnen Länder weit. Wenn man bedenkt, daß die USA zur Zeit die Betriebsbedin-



Prof. Otto Hahn: Erste Kernspaltung des Elements Uran im Jahre 1938.

Auf unserem Bilde spricht er bei einer Tagung der Atomphysiker in Genf mit Journalisten (dpa-Bild)



Prof. Enrico Fermi: „Es ist gelungen.“ Am 2. Dezember 1942 setzte er die erste sich selbst unterhaltende Uranbatterie, den Atommeiler, in Gang (dpa-Bild)

gungen von über sechzig verschiedenen Reaktortypen untersuchen, während die Finanzierung des verhältnismäßig bescheidenen Reaktorprogramms der Bundesrepublik Mühe macht, gewinnt man ein Bild der Lage. Es ist ja auch nicht einzusehen, warum Europa sich die unerhörte Verschwendung leisten sollte, auf dem Gebiet der Atomwirtschaft nach Nationen und Natiöchen getrennt zu marschieren.

Wenn Fluch zum Segen werden soll

Entsprechend der historischen Entwicklung der Atomverwertung, die vom militärischen Gesichtspunkt ausging, verfügen die Vereinigten Staaten, England und die Sowjetunion nahezu vollständig über die Kernbrennstoffe. Für Europa handelt es sich also darum, Mittel und Kräfte zu vereinigen, um außer den Investitionen in Forschung und Anlagen die Versorgung mit den notwendigen Materialien zu sichern. Die weitere, nicht minder wichtige Aufgabe besteht darin, die Gefahren des der Flasche entwichenen Geistes — Gefahren für die Arbeitskräfte wie für die Bevölkerung überhaupt — auszuschalten. Die Sicherheitsbestimmungen, die auszuarbeiten und deren genaueste Befolgung wirksam zu kontrollieren sind, müssen allgemeine Gültigkeit haben. Dazu gehört eine überstaatliche Organisation mit entsprechenden Befugnissen. Sie muß sowohl die öffentlichen wie die privaten Unternehmungen überwachen.

Euratom

Das Kind, das geboren werden soll, hat bereits einen Namen: Euratom. Das Wort ist, wie unschwer zu erkennen, aus Europa und Atom zusammengesetzt. Sechs Aufgaben sind es, die diese Organisation in Angriff nehmen und lösen soll:

1. Forschung und Austausch der Erkenntnisse zwecks Vermeidung kostspieliger und unnützer Doppelarbeit;
2. Verteilung der Aufgaben im Sinne einer „koordinierten Dezentralisation“;
3. Ausarbeitung allgemeingültiger Sicherheitsvorschriften und Kontrolle ihrer Befolgung;
4. Erleichterung der Investitionen durch Zusammenfassung und sinnngemäße Disposition der Mittel;
5. Sicherstellung der Versorgung mit den benötigten Erzen und Kernbrennstoffen;
6. Erweiterung des Absatzgebietes durch Herstellung eines gemeinsamen Marktes.

Der gemeinsame Markt

Er ist von großer Bedeutung, daß er als gleichwertiges Problem neben der europäischen Atomwirtschaft behandelt werden muß. Ein großer Wirtschaftsraum ist die Voraussetzung einer gemeinsamen Wirtschaft, die ihrerseits auf so mächtigen und einheitlichen Produktionskräften beruht, wie Euratom sie zur Verfügung stellen soll. Solch gewaltiger Produktionsapparat kann nur rentabel arbeiten, nur dann zu einer Verbilligung des Einzelprodukts und zur Erhöhung des Lebensstandards führen, wenn ein großer Absatz die Gesteungskosten entsprechend dividiert. Hinzu kommt, daß in einem einheitlichen Wirtschaftsraum die Standorte der verschiedenen Produktionsstätten jeweils dorthin gelegt

werden können, wo sie am billigsten produzieren, also etwa in die Nähe von Rohstoffvorkommen.

Der belgische Europäer Paul Henri Spaak, langjähriger Präsident der Versammlung der Montan-Union, hat einen genauen Aktionsplan für Euratom ausgearbeitet und vorgelegt. Darüber verhandeln jetzt die in der Montan-Union vertretenen Länder. Unter dem Vorsitz Spaaks wird dieser Plan in eine Vertragsform umgewandelt. Findet der Vertragsentwurf die Zustimmung der sechs Regierungen, muß er noch von den Parlamenten gebilligt werden.

Bundesrepublik und Kernenergie

Euratom bezweckt nicht, den einzelnen Ländern alle Bemühungen abzunehmen, sondern die Koordinierung der Anstrengungen. Es ist nur selbstverständlich, daß die Deutsche Bundesrepublik sich entschlossen hat, schon jetzt ihren Beitrag zu organisieren. So sieht denn die Bundesregierung im Haushaltsjahr 1956 einen Betrag von rd. 44 Millionen zur Förderung der Atomforschung und Atomentwicklung vor. Sie sind ausschließlich für friedliche Zwecke bestimmt. Der Atomgesetzentwurf der Bundesregierung hat sich zum Ziel gesetzt:

1. Eine möglichst freie Entwicklung der Erforschung und der friedlichen Nutzung von Kernenergie;
2. Schutz von Leben, Gesundheit und Sachgütern vor Gefahren der Kernenergie;

3. Die Erfüllung internationaler Verpflichtungen.

Der letzte Punkt macht deutlich, daß eine Planung im ausschließlich nationalen Rahmen nicht beabsichtigt (und ja auch nicht möglich) ist.

Die Entscheidung zum Guten

Nicht selten hört man in privaten Gesprächen die Forderung, man solle die Atom-Arbeit, ganz gleich zu welchen Zwecken, unverzüglich einstellen. Das ist unmöglich. Ein Weltgericht, das ein Weltverbot verhängen könnte, gibt es ebensowenig wie eine Weltexekutive, um seine Durchführung zu erzwingen. Auch sind die Dinge viel zu weit fortgeschritten, und die Hoffnungen, die in allen fünf Erdteilen mit einer vernünftigen Anwendung der Atomenergie verknüpft werden, sind zu groß und begründet.

Die geistige Bewältigung einer neuen Welt ist zur Schicksalsfrage geworden. Als in diesem Jahre das Ordenskapitel der Friedensklasse des „Pour le mérite“ tagte, führte der sechsundsiebzigjährige Philosoph Theodor Lirt aus: „Die Wissenschaft befiehlt nicht dem Leben, sie zeigt es nur auf. Die Entscheidung zum Guten oder Bösen ist nicht dem Wissenschaftler allein, sie ist allen Menschen gestellt. Die Furcht vor dem möglichen Mißbrauch kann nicht die Grenze der Forschung bestimmen. Die öffentliche Verantwortung der Wissenschaft liegt im lebendigen menschlichen Gewissen.“

Preis Ausschreiben: Was können wir Staatsbürger für die Einheit Europas tun?

Genügen Ihrer Meinung nach die europäischen Institutionen, um den Erfolg zu sichern? Hat es mit der föderativen Vereinigung der europäischen Nationen Zeit? Würde irgend ein Anstoß „von unten her“ der europäischen Sache nützen? Wie stellen Sie sich einen solchen Antrieb vor?

Schreiben Sie uns Ihre Meinung zu dieser jeden Europäer bewegenden Frage. Bitte fassen Sie sich kurz. Es genügen wenige Sätze, in denen Ihre Auffassung klar zum Ausdruck kommt. Bitte fügen Sie Ihrem Vor- und Zunamen Ihr Alter bei, Ihren Beruf, Ihre Arbeitsstätte und Ihre Anschrift.

Bedingungen: Die Teilnehmer müssen wahlberechtigt sein und in Gesamtdeutschland wohnen. Letzter Einsendetermin: 31. Mai 1957.

- | | | |
|----------------|----------------------|--|
| Preise: | 1. Preis | 2000.— DM |
| | 2. Preis | Eine 16tägige große Italienfahrt nach Florenz, Rom, Neapel und Capri. |
| | 3. Preis | Eine achttägige Touropareise an die Riviera. |
| | 4. Preis | Eine achttägige Tiggesreise nach Paris. |
| | 5. Preis | Einladung der Stadt Berlin zu einem dreitägigen Aufenthalt. (Alle Reisen enthalten die Kosten für Fahrt, Unterkunft und Verpflegung ab Helmut.) |
| | 6. Preis | Ein Hohner-Akkordeon (Konzerto I). |
| | 7.—9. Preis | Je eine Olivetti-Schreibmaschine. |
| | 10.—15. Preis | Fotoapparate: |
| | | Eine Ikonflex, eine Contina, eine Nettar (Zeiss-Ikon), eine Agfa-Isola, eine Agfa-Clack, eine Agfa-Box (Agfa). |
| | | 3 Iro-Atlanten (Iro-Verlag). |

19.—100. Preis Je ein wertvolles Buch. Außerdem Trostpreise.

Die Preise 3 und 4 und 6 bis 18 wurden von den genannten Firmen gespendet. Ein Preisrichterkollegium nimmt zusammen mit einem Bonner Rechtsanwalt die Preisverteilung vor. Sie ist rechtlich nicht anfechtbar.

Einsendungen erbeten an: Europäische Arbeitsgemeinschaft, Bonn, Noeggerathstraße 35.

Als mein Vater studierte, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, besuchte er die Universität. Als ich studierte, am Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, nannten viele diese Einrichtung die „Unität“. Jetzt studiert mein Sohn; man spricht von der „Uni“. Wenn mein Enkel studieren sollte, wird dieses Institut wahrscheinlich die „U“ heißen. Und zur Zeit des Urenkels? Möglicherweise wird es dann nicht einmal ein U mehr geben ...

Vorbild: die chemische Formel

Das ist nur ein Beispiel unter vielen für die progressive Abkürzungswut, die die Menschheit befallen hat. Wahrscheinlich liegen ihre Ursprünge in den Naturwissenschaften, in der Physik, der Chemie, der Technik. Mit dem kg und dem qm fing es an und zugleich mit den chemischen Formeln, einer Fachsprache eigener Art, die man sich schuf, weil es wahrlich zu umständlich gewesen wäre, „Hexamethylentetramin“ jedesmal auszusprechen oder auszuschreiben — $C_6H_{12}N_4$ war und ist einfacher und bequemer, zumal dabei nichts verstümmelt wird, sondern nur Zeichen statt Worte, Sigel statt langer Lauffolgen gesetzt werden. Aber von hier aus hat sich dann das Streben in eine Art von Sprachkrankheit verwandelt. Es mag noch hingehen, daß die Juristen sich, ähnlich wie die Chemiker, eine doch etwas andere Art von Formelsprache geschaffen haben; daß sie nicht vom Einkommensteuergesetz, sondern vom ESTG sprechen, nicht vom Oberlandesgericht, sondern vom OLG und nicht von der Neuen Juristischen Wochenschrift, sondern von der NJW. Der Bus, die Lok und die Tram sind noch nicht das Schlimmste, aber man denke an das Kfz. an den Pkw und an die scheußlichen Sprachverstümmelungen des Krad und des Moped.

Neue Abkürzungsnamen

Indessen breitet sich überall, auch in den älteren Bereichen, das Übel aus. Nehmen wir beispielsweise das Geldwesen: der Titel „Bank deutscher Länder“ ist — obwohl er aus der Militärregierungsgesetzgebung stammt — eine sprachlich gewiß nicht unschöne, eigentlich sogar wohlklingende Bezeichnung. Aber kaum noch jemand spricht heute die vollen Worte aus, sondern sie werden zur BdL verstümmelt. Bei den Landeszentralbanken, den LZB, sind die Symptome sogar noch schlimmer, denn diese Institute werden in einen gewissermaßen synthetischen, aber durchaus mißratenen Plural erhoben: Als Mehrzahlform von LZB verwendet man LZBs oder LZBen! Auch sonst wimmelt es in der Sprache des Geldwesens heutzutage von Abkürzungen, mit denen nur die Experten zu hantieren wissen. Die EZU und der IWF zieren die Schlagzeilen der Zeitungen, dazu

Die babylonische Sprachverkürzung

aus dem Bereich der Politik die NATO und die UNO und Dutzende von anderen künstlichen Buchstabengebilden, von der UNESCO bis zur JEIA, von der EVG bis zur OEEC, vom ERP bis zur Beko-Mark. Sind dies alles nicht Sinnbilder eines gewissen Höchmuts der Fachleute? Man spricht seine eigene Sprache, man denkt seine eigenen Gedanken, man hat ein wenig Mitleid mit all denen, die dabei nicht mitkommen ...

Was mögen wohl die „LMWs“ sein? Der eisgraue Krieger des Ersten Weltkrieges stellt sich darunter leichte Minenwerfer vor, es sind aber die Landesministerien für Wirtschaft. Wenn sie doch ihren Geschäftsbereich ebenso verkürzen würden wie ihre Amtsbezeichnung! Der Deutsche Industrietalag, der durch so viele innere und äußere Erschütterungen ganz gut mit der Abkürzung „Handelstalt“ durchgekommen ist, muß sich seit einiger Zeit „DIHT“ (sprich: Diit) nennen lassen. Ob man damit dem Wesen dieser Organisation gerecht wird, steht dahin.

Die Arbeitsteilung hat der Menschheit nicht nur immense materielle Vorteile gebracht, sondern offenbar zugleich auch den Keim zu ideeller Entfremdung gelegt — das Auseinanderleben in der Sprache läßt sich kaum anders deuten. Vielleicht das bedenklichste Symptom ist dabei, daß die Zerstörung der Sprache sich sogar auf ein Gebiet auszudehnen droht, das man eigentlich für gefeit halten sollte gegen eine solche Ansteckung. Im Gottesdienst selbst gebraucht man zwar noch keine Abkürzungen, aber die Abkürzung EKD für „Evangelische Kirche Deutschlands“ ist bereits offiziell oder doch mindestens offiziös geworden.

Jenseits der Geschmacksgrenzen

Ist es da noch verwunderlich, wenn die Kaufleute, die Industriellen und die Händler und überhaupt alle im Wirtschaftsleben tätigen Menschen sich erst recht nicht mehr genießen, den Abkürzungsrummel um jeden Preis mitzumachen? Bald wird es kaum noch eine Firma geben, die sich nicht irgendeine Verstümmelung ihres Namens ausgedacht hätte. Müller, Schulze & Co. nennen sich dreist „Müschuko“, und die Papierfabrik Poppenberg geniert sich

nicht im mindesten, ihre Briefbogen mit einem „Papo“ zu zieren. Der gute Geschmack geht dabei vor die Hunde, und vor allem überlegt sich kaum noch jemand, daß diese Art der Abkürzungen nicht das Geringste mehr zu tun hat mit dem ursprünglichen Sinn solcher Verschlüsselung, nämlich mit dem Willen zur Sparsamkeit. Als die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, die alte Edison-Gesellschaft, als eine der ersten großen Firmen die Abkürzung AEG erfand, da konnte man tatsächlich in dieser Formel ein Symbol des wirtschaftlichen Prinzips erblicken, nämlich der Sparsamkeit im Zeit- und Kraftaufwand: Wenn in allen Briefen und Drucksachen nur drei Buchstaben beschrieben zu werden brauchen statt 37, so läßt sich hieraus im Laufe der Jahre und Jahrzehnte schon eine stattliche Ersparnis ausrechnen. Aber auch das gilt nur für die Schrift und den Druck, für den Aufwand an Farbe und Drucker-schwärze und Raum auf Papier, nicht jedoch für die Sprache, denn die Bruchteile von Sekunden, die der Sprechende sich erspart, können doch schwerlich als ein beweiskräftiges Argument verwendet werden.

Eine internationale Krankheit

Es ist eine internationale Krankheit, mit der wir es zu tun haben, und man kann nicht einmal sagen, daß diese oder jene Nation von ihr am stärksten oder am schwächsten ergriffen wäre, weder die Russen noch die Amerikaner, sondern die Krankheit gedeiht in aller Welt. Wer macht den Anfang mit einer vernünftigen Kur? Vielleicht überlegen sich einmal gerade die Kaufleute, ob sie als erste damit beginnen könnten, den Bazillus zu bekämpfen. Wenn er sich noch weiter und noch tiefer in unser Leben hineinfrißt, dann wird am Ende sich ein Zustand ergeben, in dem die Menschen sich überhaupt nur noch gruppenweise miteinander verständigen können und in dem die Sprache in eine Unzahl von Fachdialekte zerfallen wird. Wir werden ein neues Babylon der modernen Abkürzungssprache erleben. „Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des anderen Sprache verstehe.“ So zu lesen im 1. Buch Mose, Kapitel 11, Vers 7. Sind wir bald wieder soweit in unserer modernen Welt?

V. M.

An die Schwachen

Von einem unbekannten Jugendlichen

Weil ihr schwach seid, habt ihr uns Halbstarke genannt,
Und damit verdammt ihr eine Generation,
An der ihr gesündigt habt,
Weil ihr schwach seid!
Wir gaben euch zwei Jahrzehnte Zeit, uns stark zu machen,
Stark in der Liebe, stark im guten Willen,
Aber ihr habt uns halb-stark gemacht,
Weil ihr schwach seid!
Ihr habt uns keinen Weg gewiesen, der Sinn hat,
Weil ihr selber den Weg nicht kennt
Und versäumt habt, ihn zu suchen,
Weil ihr schwach seid!
Euer brüchiges „Nein“ stand windschief vor den verbotenen Dingen
Und wir brauchten nur etwas zu schreien
Dann naht ihr das „Nein“ weg und sagtet „Ja“,
Um eure schwachen Nerven zu schonen,
Und das nanntet ihr Liebe!
Weil ihr schwach seid, habt ihr euch von uns Ruhe erkaufte,
Solange wir klein waren mit Kinogeld und Eis.
Nicht uns habt ihr damit gedient, sondern euch
Und eurer Bequemlichkeit,
Weil ihr schwach seid!
Schwach in der Liebe, schwach in der Geduld,
Schwach in der Hoffnung, schwach im Glauben.
Wir sind halb-stark und unsere Seelen sind halb so alt wie wir,
Und wir machen Radau, weil wir nicht weinen wollen
Nach all den Dingen, die ihr uns nicht gelehrt habt.
Wir können rechnen und lesen,
Und man wies uns an,
Die Staubgefäße von Buschwindröschen zu zählen.
Wir wissen, wie Füchse leben
Und kennen den Bau vom Ackerschachtelhalm.
Wir haben gelernt, stillzusitzen und den Finger zu heben,
Um vom Fuchs und Buschwindröschen zu erzählen.
Aber in der Stadt gibt es kein Buschwindröschen
Und keine Füchse.
Und wie man dem Leben begegnet
Habt ihr uns nicht gelehrt!
Wir möchten sogar an Gott glauben,
An einen unendlich starken, der alles versteht
Und einen, der will, daß wir gut sind.
Aber ihr habt uns keinen Menschen gezeigt,
Der gut ist, weil er an Gott glaubt!
Ihr habt mit Andacht viel Geld verdient
Und Totoergebnisse wie Gebete gemurmelt.
Steck die Pistole weg, Herr Wachtmeister
Und sag uns, was sich zu tun lohnt.
Liebst du wirklich die Ordnung, der du hier dienst
Oder liebst du dein Recht auf Gehalt und Pension?
Zeig, ob du stark bist im Menschsein, Herr Minister!
Wieviel gute Taten begehst du im verborgenen als Christ?
Sind wir nicht Zerrbilder eurer verlogenen Existenz?
Wir machen offen Lärm und randalieren,
Ihr aber kämpft gnadenlos im Verborgenen
Einer gegen den anderen.
Ihr dreht euch geschäftlich den Hals um,
Intrigiert um besser bezahlte Posten,
Zeigt uns für jeden von uns, der Lärm macht
Einen von euch, der im Stillen gut ist,
Laßt, anstatt mit Gummknüppeln zu drohen,
Männer auf uns los, die zeigen, wo der Weg ist,
Nicht mit Worten, sondern mit ihrem Leben.
Aber ihr seid schwach, die Starken gehen in den Urwald
Und machen Neger gesund,
Weil sie euch verachten, wie wir,
Denn ihr seid schwach und wir sind halb-stark!
Mutter, versuch zu beten,
Denn die Schwächlinge haben Pistolen!

Anläßlich der von der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie einberufenen Fach-
ausschußsitzung „Betriebliche Sozialarbeit“ am 11. Dezember 1956 in Duisburg hielt Frau
Dr. Engels, Dozentin der Volkshochschule Düsseldorf, ein Referat über das Thema „Die
Jugend braucht Führung und Leitbild“. In dieser Sitzung übergab Frau Dr. Engels den
Teilnehmern die hier abgedruckte Zuschrift, welche ihr bei einer Vortragsreihe über Pro-
bleme der Jugendlichen im Auftrage einer Gruppe von Jugendlichen überreicht worden war.

Brüßler Trauben

Von Jo Hanns R.

Man hatte mir als Chronist und städ-
tischen Bibliothekar eine Dienstwoh-
nung zugewiesen, eine Neubauwoh-
nung von jenem liliputanischen Aus-
maß, wie sie heute gang und gäbe sind.
Ich weiß nicht, was sich die Menschen
denken, die solche Wohnungen bauen:
wohin mit den Kindern, wohin vor
allem mit den alten Leuten, unseren
Müttern, für die wir verantwortlich
sind und zu sorgen haben? Meine Mut-
ter hat immer bei uns gelebt, siebzig
Jahre war sie alt geworden, hatte un-
sere Kinder mit Liebe und Umsicht
großgezogen, so daß wir noch jung an
Jahren uns die Welt anschauen konn-
ten ... was sollte jetzt mit meiner
Mutter geschehen, in unserer winzigen
Neubauwohnung? Allein konnten wir
sie nicht lassen, bei uns reichte der
Platz nicht aus, zumal noch unser jün-
ger Sohn im Hause war, alle Mög-
lichkeiten, sie sonst im Hause unterzubrin-
gen, waren erschöpft, ich mußte mich
entschließen, sie in ein Altersheim ein-
zukaufen. Es fiel mir schwer genug, ich
verwünschte die Baumeister, die jene
Wohnungen bauen, die uns von allem
trennen, was wir lieb haben, nicht ein-
mal unsere alten, breiten Sessel konn-
ten wir mitnehmen, nicht den großen,
bequemen Schrank, am schmerzlichsten
aber neben diesen an sich belanglosen
Dingen traf mich der Abschied von
meiner Mutter, mit der wir zwanzig
Jahre in ungetrübter Harmonie gelebt
hatten, und ich benutzte den ersten
freien Sonntag, sie in ihrem Altersheim
zu besuchen.

Ich hatte für Mutter Weintrauben ge-
kauft, Brüßler Trauben, die großen
dunkelblauen, die es nur in Delikates-
sengeschäften gibt, das Pfund für vier
Mark. Ich wollte Mutter damit eine
Freude machen, denn sie schwärmte ihr
ganzes Leben lang von Brüßler Trau-
ben, die sie nur einmal als junge Frau
von ihrem Mann bekommen hatte, da-
mals, als ich zur Welt kam. Der Zu-
schnitt meines Einkommens erlaubte
uns den Kauf von Brüßler Trauben
nicht, aber heute, sozusagen als Schmer-
zenspflaster und um ihr zu zeigen, wie
lieb ich sie hatte, kaufte ich zwei Pfund
jener kostbaren Trauben und ging da-
mit zu ihr.

Das Altersheim lag im Grünen, es war
das beste der Stadt, auch hatte man
meine Mutter in ein großes, schönes
Zimmer gelegt, das sie nur noch mit
drei Damen teilen mußte, die auch bett-
lägrig gleich ihr waren, nicht krank,
nur müde von einem langen, arbeits-
reichen Leben. Man hatte meine Mutter
bereits von meinem Besuch verständigt,
das ganze Zimmer wußte es, daß heute
ihr Sohn kommen würde, ihr prächtiger
Junge, wie sie mich immer allen Leuten
gegenüber nannte. Was mußte sie
ihren Stubengefährtinnen alles über
mich erzählt haben, denn als ich ins
Zimmer trat, lag auf allen Gesichtern
ein Glücksschimmer, als wäre ich jeder
Mutter Sohn. Ich ging von Bett zu Bett,
nachdem ich meine Mutter umarmt,

hatte, ich mußte nicht lange um die
Freundschaft der alten Damen werben,
ich bekam sie geschenkt, ich war glück-
lich darüber, meine Mutter so gut
untergebracht zu wissen, eine schwere
Sorge war von mir genommen.

Ich ging wieder zum Bett meiner Mut-
ter, zog einen Stuhl heran und legte
das kleine, in weißes Seidenpapier ver-
packte Präsent auf ihre Decke.

„Ich habe dir auch etwas mitgebracht,
Mutter.“

„Du hast mir immer etwas mitgebracht,
Jungel!“ sagte sie laut, voll Stolz, daß
es alle hörten, „darf ich es auspacken?“

„Du mußt es sogar auspacken, Mutter.“
Ich half ihr, die Schnur zu lösen und
dann sah meine Mutter schon die kost-
bare, dunkle Traube durch das Papier
schimmern.

„Brüßler Trauben!“ stieß sie hervor.
„Du hast sie dir doch immer ge-
wünscht.“

„Brüßler Trauben!“ wiederholte sie
und ich sah ihr an, wie aufgeregt sie
war. Sie richtete sich im Bett auf, hob
die Traube hoch und rief zu den an-
deren hinüber: „Habt ihr schon einmal
solche Trauben gesehen? Das sind
Brüßler Trauben! Echte Brüßler Trau-
ben! Von meinem Sohn! Ich habe sie
erst einmal im Leben gegessen. Mein
Mann ...“

Plötzlich fing sie an zu weinen, so nahm
sie das alles mit, ich mußte ihr mein
Taschentuch reichen und während ihr
noch die Tränen über das geliebte fal-
tige Gesicht herunterliefen, hatte sie
ihre Schere aus dem Nachttischkästchen
genommen und begann, kleine Zweige
mit fünf, sechs Beeren von der großen
Traube herunterzuschneiden, drei
kleine Zweige. „Bring sie ihnen hin-
über, mein Junge ... sie sollen sie ko-
sten, wie sie schmecken und was du
deiner alten Mutter mitgebracht hast.“
Ich ging von Bett zu Bett. Als ich wie-
der zu Mutter zurückkam, war sie völ-
lig verändert. Sie saß aufrecht im Bett,
die Traube in der Hand und starrte
mich ängstlich an.

„Was hast du für die Trauben bezahlt?“
„Ach“, sagte ich, „nicht der Rede wert.“
Mutter schüttelte den Kopf.

„Ich koste dich hier schon so viel Geld
... ich esse nichts davon, wenn du mir
nicht sagst, was sie kosten.“

„Ich habe eine billige Quelle entdeckt,
Mutter“, sagte ich, „im Augenblick sind
Brüßler Trauben überhaupt billig.“
„Wie billig?“

„Nun — nicht teurer als andere Trau-
ben — das Pfund siebzig Pfennige.“

Da ließ sich Mutter erleichtert auf ihr
Kissen zurücksinken und pflückte sich
die erste Beere von der Traube.

Die Schwester bat mich, den Besuch
eine Stunde zu unterbrechen, da die
Damen ein wenig schlafen mußten. Ich
versprach Mutter, nicht wegzufahren,
in der Nähe eine Tasse Kaffee zu trin-
ken und dann wiederzukommen. Ich
blieb zwei Stunden und als ich ins Zim-
mer zurückkehrte, winkte mich Mutter
fröhlich und geheimnisvoll an ihr Bett



— auch die drei anderen alten Damen
waren sichtlich heiter gestimmt, ge-
radezu verjüngt — meine Mutter
drückte mir in ein Papierchen gewickelt
ein wenig Geld in die Hand, und sagte:

H. von Auw

Mit meinen Kindern unterwegs

In unserer Zeit wird über eine immer
tiefer gehende Auflösung der Familien-
gemeinschaft geklagt. Ist dieser Zustand,
der unserm Volksleben so sehr schadet,
einfach hinzunehmen? Ich meine nicht!
Eine gute Gelegenheit, die Angehöri-
gen der Familie für eine längere Zeit
im gemeinsamen Tun zusammenzufüh-
ren und damit ihre Gemeinschaft zu
stärken, scheint mir eine mehrtägige
Wanderung zu sein.

Aber die Kosten! Dieser Einwand ist
berechtigt, doch nicht entscheidend, seit-
dem es Jugendherbergen gibt. Das
deutsche Jugendherbergswerk fördert
auch das Familienwandern. Es gibt Mit-
gliedskarten mit Familienmarken aus.
Jedes Elternpaar erhält jährlich für den
Preis von 8.— DM zwei Mitgliedsaus-
weise. Mit diesen Mitgliedskarten kön-
nen Vater und Mutter mit ihren schul-
pflichtigen Kindern unsere Jugendher-
bergen benutzen. Die Kinder benötigen
keinen Ausweis. Einen weiteren Vor-
teil enthält die Bestimmung über das
Familienwandern: die Schlafgebühr für

„Wir haben zusammengelegt, jede von
uns hat siebzig Pfennige gegeben —
hier sind zwei Mark achtzig — bitte
bring uns doch nächsten Sonntag jeder
ein Pfund Brüßler Trauben mit — jetzt,
wo sie so billig sind —“

Ich kam noch manchen Sonntag ins
Altersheim, jedesmal mit vier Pfund
Brüßler Trauben, die ich besorgt hatte,
für siebzig Pfennige das Pfund, für das
ich vier Mark zahlen mußte. Wein ist
Wein, sagte ich mir und verzichtete
eine lange Zeit auf meine Flasche
1954er Trabener Gewürzgarten, die ich
sonst jeden Samstagabend mit meiner
Frau zu trinken pflegte.

die Erwachsenen beträgt nicht wie üb-
lich 1.— DM, sondern nur 0.50 DM je
Nacht. Die Eltern bezahlen also das
gleiche Schlafgeld wie die Kinder. (Kar-
tenausgabestelle: JH Oberkassel, Düs-
seldorfer Straße 1.)

Allem Peisen und Wandern geht ein
Planen voraus. Pläneschmieden ist un-
getrübte Vorfreude, und gute Vorbe-
reitung ist halber Erfolg. Auch das
Familienwandern erfordert Überlegun-
gen bestimmter Art, soll es keine Ent-
täuschung bringen.

Die Zahl der vorhandenen Jugendher-
bergen ist noch lange nicht ausreichend.
(Verzeichnis der Deutschen Jugendher-
bergen im Bundesgebiet, Verlag Deut-
sches Jugendherbergswerk Detmold
0.90 DM.) Deshalb muß man sich be-
sonders in der Hauptwanderzeit in den
großen Schulerferien rechtzeitig beim
Herbergsvater mit Doppelanmeldekarte
voranmelden. Viele Landschaften sind
noch nicht überlaufen: die Lüneburger
Heide, der Hunsrück, die Eifel, viel-
leicht auch das Sauerland. Man wähle



Jugendherberge Gemünd/Eifel

sein Fahrtenziel auch unter diesem Gesichtspunkt aus. Ist die Jugendherberge nicht sehr belegt, kann man sie als Standort wählen, um von hier aus die Landschaft zu erwandern. Läßt die Belegung nur eine einzelne Übernachtung zu, so wandern wir von Herberge zu Herberge und lernen dabei ein größeres Gebiet kennen. Eine „Fahrt ins Blaue“ mag ihre Reize haben, aber für eine mehrtägige Wanderung sind Karte und Kompaß unentbehrliche Ratgeber. Die Karte verschafft uns den notwendigen Überblick über die Landschaft und prägt ihr Bild dem Gedächtnis ein.

Die beste Wanderkarte ist das amtliche Meßtischblatt im Maßstab 1:25 000 (4 km = 1 cm). Mit diesem großen Maßstab umfaßt es nur ein kleines Ge-



Jugendherberge Burg an der Wupper

biet, das in gradlinigem Marsch unter günstigen Verhältnissen in 3 Stunden überquert werden kann. Wollte man auf „großer Fahrt“ nach Meßtischblättern gehen, so müßte man eine große Zahl von Blättern anschaffen. Damit würden erhebliche Kosten entstehen und der Rucksack übermäßig belastet werden. In den Gebieten, die von den Gebirgsvereinen mit einem Wegenetz versehen sind, greife man am besten zu dem von ihnen herausgegebenen Kartenwerk. Der Sauerland-Verlag, Iserlohn, liefert solche Karten für das Sauerland und das Bergische Land (1:50 000, Preis 2.— DM), der Stollfuß Verlag, Bonn, für die Eifel (Preis 2.50 DM). Karten für andere Gebiete besorgt jede größere Buchhandlung. Auf diesen Karten sind die Wanderwege rot eingezeichnet. An Hand der Sonderkarte für das ausgewählte Gebiet lege man die Tagesstrecken fest (zu beachten ist, ob in den gewählten Orten JH liegen): mit Kindern bis zum 12. Jahr 12—15 km, bis zum 15. Jahr 16—24 km. Doch sind Gelände, Witterung und Leistungsfähigkeit entscheidend. Nach 3—4 Tagen schalte man immer einen Rasttag ein.

Ein paar Merkworte zu der einzelnen Wanderung! Früh hinaus! Hauptstrecke am Vormittag zurücklegen. Weg von der Straße in die grüne Stille. Beobachten — lauschen, auch schweigen! Ausgiebige, mehrstündige Mittagsrast. Nicht auf feuchten Boden oder kalte Steine setzen; Mantel diene als Unterlage. Man schläft und döst nicht in der Sonne. Jugendliche leiden oft sehr

Im Wald

unter Durst. Wer viel trinkt, löscht seinen Durst nicht. Er gerät bald in übermäßiges Schwitzen; statt Erfrischung stellen sich Beschwerden ein! Auch Speiseeis stillt den Durst nicht. Es macht den Gaumen klebrig und bewirkt erneutes Durstgefühl. Eiskühlte Getränke, ebenso kaltes Quellwasser, führen oft zu quälenden Magenkrankungen. Bei Durstgefühl ist es ratsam, den Mund kräftig mehrmals mit reinem Wasser zu spülen. Je feuchter die Mundschleimhäute werden, desto geringer wird das Durstgefühl. Erst dann wenige Schlucke trinken. Eine Trockenpflaume im Munde wirkt ebenfalls dursthemmend. Ein voller Bauch läuft nicht gerne. Ein warmes Essen am Tage, am besten am frühen Abend, ist ausreichend. Tagsüber Rucksackverpflegung: Vollkornroggenbrot, Frischkost (Möhren, Tomaten), Flocken, Nüsse, Milch (nur aus der Molkerei). Selbst kochen, auch in der JH, macht Spaß und ist billig. (Der Fahrtenkoch, über 100 Kochrezepte für die große Fahrt, von Ilse Mau, geh. 0.60 DM, Verlag Deutsches Jugendherbergswerk, Detmold.) Ein voller Verpflegungstag in der JH kostet je Person ca. 2.50 DM.

Die Jugendherbergen sind keine Hotels, es muß sich jeder selbst bedienen! Berücksichtige das schon bei der Ausrüstung. Schlafsack aus weißem Leinen, Nessel oder ähnlich leichten und hellfarbigen Stoffen ist vorgeschrieben. Der DJH-Schlafsack kann für 6.60 DM vom Jugendherbergswerk, Detmold, bezogen werden. Im Jugendherbergungsverzeichnis steht auch ein Schnittmuster für den Schlafsack.



Jugendherberge Dabringhausen/Lindscheid

**In dem Weiß der Anemonen
die so tief im Walde wohnen,
schwebt ein wunderzartes Licht,
neulich leuchtete es nicht.
Meyers waren in dem Walde,
so, daß es im Walde schallte.
„Emil, die Schuhe“, „Berta, dein Kleid“,
„Heinrich, lauf doch nicht gar so weit.“
Dazu schmettert mit geschwellter Brust
Herr Meyer das Lied von der Waldeslust.
Belegte Brote und billiger Wein,
die kamen natürlich noch obendrein.
Familie Meyer, die hat ihr Vergnügen,
dieweil die Blumen verschüchtert liegen.
Eierschalen und Butterpapier
die zeigen zum Schluß: die Meyers war'n hier.
In dem Weiß der Anemonen,
die so tief im Walde wohnen,
schwebt ein wunderzartes Licht,
neulich leuchtete es nicht.**

Hans Kosel

Ein wichtiges Stück der Ausrüstung ist der Rucksack. Man achte bei ihm besonders auf breite Tragriemen. Sein Gewicht in gepacktem Zustand sollte bei Jugendlichen 12—15 Pfd. nicht überschreiten. Um sich in seinem Inhalt zurechtzufinden, ist es unbedingt notwendig, alles ordnungsmäßig in Beutel unterzubringen. (Beutel in verschiedener Größe und wegen des leichteren Auseinanderhaltens vielleicht auch verschiedenfarbig.) Grundsatz: flach packen! Ein dicker kugelig Rucksack zieht nach hinten. Vor allem die Rückseite muß flach sein! Die Außentaschen beherbergen alles, was rasch zur Hand sein soll.

Die persönlichen Bedürfnisse der Wanderer sind verschieden, ein gewisser Grundstock der Ausrüstung muß aber für eine Fahrt von 2—3 Wochen bei allen vorhanden sein:

1. Regenschutz: Mantel od. Regenhaute.
2. Wäschebeutel: Schlafsack, ein Taghemd, Schlafanzug, 4 Paar ungestopfte (Blasen) Wollsocken, 3—4 Taschentücher.
3. Kulturbedel: 2 Handtücher, Badehose, Kamm, Zahnbürste, Rasierzeug usw.
4. Nähbeutel: Garn, Nadel, kleine Schere, Knöpfe, Schnürbänder, Sicherheitsnadeln, Bindfaden.
5. Schuhbeutel: für die JH leichte Haus- oder Turnschuhe. (Zum Wandern derbe, wasserdichte und ausgetretene Schuhe, keine schweren Skistiefel, aber auch keine Sandalen.)
6. Putzbeutel: Dreckbürste, Lederfell usw.

7. Gesundheitsbeutel: Schnellverbandspflaster, Mullbinde, elastische Binde, Jodtinktur, Vaseline.
 8. Brotbeutel, so groß, daß ein ganzes Brot hineinpaßt, Brotmesser.
 9. Beutel für Butterdose, Teller, Trinkbecher (Aluminium ist leicht) Eßbesteck.
 10. Leere Vorratsbeutel, um die im letzten Ort vor dem Abkochen eingekauften Lebensmittel zu verstauen.
- Abschließend möchte ich zwei Wandervorschläge unterbreiten, von denen der eine ins Oberbergische und ins Sauerland, der andere in die Eifel führt. Die Streckenführung, die man auf der Karte noch genau festlegen muß, wurde auch bedingt durch die Lage der JH.
1. Benrath — Leichlingen — Schloß Burg — Dabringhausen — Lindscheid (Man kann hier zwei Tage bleiben, da es im Raum Altenberg viel zu sehen gibt) — Gummersbach — Meinerzhagen — Lüdenscheid (eignet sich auch für mehrtägige Rast) — Hagen.
 2. Nideggen — Gemünd — Ruhrberg — Monschau — Hellenthal — Blankenheim — Müstereifel — Altenahr — Ahrweiler — Linz a. Rhein (evtl. Rückfahrt mit Dampfer).

Und nun liebe Eltern, zeigt euren Kindern, daß ihr auch Zeit für sie habt und daß ihr wieder mit ihnen jung sein könnt. Eine mehrtägige Wanderung gibt reichlich Gelegenheit, echte menschliche Qualitäten wie Besinnlichkeit und liebevolle Rücksicht, Mut und Offenheit, die im täglichen Existenzkampf so oft verkümmern, zu pflegen und zu bilden. Unter den still einwirkenden Kräften der Natur und in der Geborgenheit der Familie werden eure Kinder an Leib und Seele gesunden.



Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde

Haushaltsrechnung — Ein Weg zur Selbsthilfe

Die Mehrzahl der Hausfrauen weiß aus eigener Erfahrung um die Misere des ewig knappen Wirtschaftsgeldes und kennt die Sorge, das Haushaltschifflein immer auf richtigem Kurs zu halten.

Sicher ist es Ihnen auch schon passiert, daß man anfangs mit den Ausgaben zu großzügig war, um dann mit Schrecken festzustellen, daß das rettende Ufer, also der nächste „Zahltag“, nur mit Mühe und Not zu erreichen ist. Das konnte ich letzthin an einem Donnerstagsabend in einem Reisholzer Lebensmittelgeschäft beobachten. Eine junge Frau kaufte ein, und ich traute meinen Ohren nicht!

1 Rasierklinge	DM 0.10
1 Schachtel Streichhölzer	DM 0.05
1 Riegel Schokolade	DM 0.20
	DM 0.35

Ich tippe in diesem Fall auf folgendes:

1. die Rasierklinge ist für den Mann, damit er nicht unrasiert zur Arbeit geht,
2. die Streichhölzer zum Feuermachen am nächsten Morgen,
3. die Schokolade? — hoffentlich nicht für das Kind, weil es vor Hunger schreit.

Hier soll die Frage offen bleiben, wer da am Anfang der Woche zuviel Geld ausgegeben hat, er oder sie.

Nur die entschlossene Selbsthilfe der Hausfrau vermag hier Wandel zu schaffen. Oberster Grundsatz ist, daß man nicht mehr ausgeben kann, als man einnimmt. Wer sich daran nicht hält, lebt über seine Verhältnisse. Die Gefahr, mehr auszugeben, besteht aber immer, wenn es an einer laufenden Selbstkontrolle fehlt. Vielfach ist ja nicht das knappe Wirtschaftsgeld an sich die eigentliche Ursache für die Schwierigkeiten, sondern die fehlende Beobachtung der täglichen Ausgaben.

Dazu ein Erlebnis in einem Reisholzer Laden an einem Freitagabend. Der Vorgang läßt sich in seiner Komik, die leider einen recht traurigen Hintergrund hat, kaum naturgetreu wiedergeben.

Es ging etwa so:

„Frollein, ein Viertel von dem ...“

„Noch etwas?“ — Überlegung ...

„Ja, ein Achtel von dem ...“

„Noch ein Wunsch?“ — Wieder Überlegung ...

„Jeben Se misch davon noch was!“

„Ist das alles?“ — Wieder Überlegung.

Das wiederholt sich noch ein paar Mal.

„Soll ich zusammenzählen?“

„Ja.“

Die Verkäuferin zählt zusammen; kaum

steht die Summe auf dem Papier:

„Frollein, davon auch noch watt.“

Die neue Schlußsumme steht auf dem

Papier, da tönt es:

„Frollein, jeben Se datt Rotzig doch mal

von die Plätzchers da!“ ...

Und der Laden steht voller Leute, die

auch bedient werden wollen.

„Mama, die mag isch nisch!“

Glauben Sie mir, daß diese Frau weder

weiß, wieviel sie für Lebensmittel in

man für eine Reihe von Tagen im vor-

aus plant, sonst hätten ihre Wünsche

fein säuberlich auf einem Zettelchen

gestanden. Das sind jene Mütter, die

meinen, den Haushalt macht man mit

der linken Hand, und die dann über

ihre Schwiegersöhne schimpfen, wenn

die Ehen ihrer Töchter schief gehen.

Schon eine Haushaltsrechnung in ein-

facher Form bringt Ordnung in den

Haushalt und zwingt automatisch zur

Einteilung und damit zu planvollem

Wirtschaften. Fürchten Sie nicht, liebe

Hausfrau, daß Sie dazu des Talentes

eines perfekten Buchhalters bedürfen.

Es genügt ein Büchlein mit drei Spal-

ten: Einnahmen — Ausgaben — Differenz. In die erste Spalte tragen Sie im voraus den Betrag ein, der Ihnen jeweils für einen Tag zur Verfügung steht. In der zweiten Spalte erscheinen die Ausgaben eines Tages in einer Summe und die dritte Spalte weist den Unterschiedsbetrag zwischen den Spalten 1 und 2 aus. Diese denkbar einfachen Aufzeichnungen versetzen Sie in die Lage, täglich Einnahmen und Ausgaben zu vergleichen. Stellen Sie fest, daß an einem Tage zuviel ausgegeben wurde, so kann schon am folgenden Tage der Ausgleich herbeigeführt werden. Auf diese Weise können Sie Ihren Haushalt täglich ausbalancieren, ohne gegen Ende des Monats bzw. der Woche in Schwierigkeiten zu kommen. Wenn es die Zeit erlaubt, kann diese einfache Haushaltsrechnung noch durch eine entsprechende Unterteilung der täglichen Ausgaben verfeinert werden. Man weiß dann nicht nur, wieviel Geld man täglich ausgibt, sondern auch wofür. — Und zum Schluß noch ein kleiner Trick: überall gibt es unvorhergesehene Ausgaben. Sie können unsere ganze Haushaltsrechnung umstoßen und uns aus der Fassung bringen. Das kann nicht passieren, wenn Sie sofort nach Erhalt des Haushaltgeldes einen bestimmten Betrag wie eine feste „Ausgabe“ beiseite legen. Meistens brauchen Sie ihn später irgendwann, aber dann haben Sie ihn auch. Brauchen Sie ihn nicht, haben Sie verhältnismäßig müheolos ein „Plus“ gemacht. Diese Beträge lege ich immer auf die „hohe Kante“ und es ist ein gutes Gefühl, sich damit selbst helfen zu können, wenn es not tut.

Ich habe Ihnen bei anderer Gelegenheit schon mal geraten, gut zu prüfen, welchen Wert — genau genommen Gebrauchswert — die Dinge haben, die sie kaufen wollen. Sehen Sie, die Skizze aus dem Unfallkalender kann nicht nur auf die wackelige Leiter in Ihrem Haushalt zutreffen oder auf die Leiter, die Ihr Mann unvorsichtigerweise im Betrieb benutzt, sie gilt im übertragenen Sinne auch für Ihre Haushaltsführung, für Ihre Art, mit Geld umzugehen. Hausfrau sein ist ein Beruf, den man lernen muß wie jeden anderen.

„Dieser Automat kocht, wäscht, putzt und wenn Sie mit Ihrem Wirtschaftsgeld knapp sind, hilft er auch damit aus.“



Auch die Automation hat ihre Grenzen, nämlich da, wo es auf die individuelle schöpferische Leistung ankommt; wir dürfen die gekonnte Führung eines Haushalts getrost dazu rechnen.

Neues vom



Späte Einsicht-Verbesserungsvorschläge steuerfrei

Wie schwer es oft ist, bestehende Gesetze den Erfordernissen der Wirtschaft und den sie bewegenden Kräften anzupassen, dafür geben die jahrelangen Bemühungen ein Beispiel, Steuerfreiheit für Prämien durchzusetzen, die für Verbesserungsvorschläge gezahlt werden. Allen Einsichtigen war es schon lange klar, daß auf das betriebliche Vorschlagswesen nicht mehr verzichtet werden kann und daß der Staat sowieso Nutznießer verbesserter Wirtschaftlichkeit der Unternehmen infolge höherer Steueraufkommens ist. Darüber hinaus ersparen Verbesserungen im Unfallschutz Riesensummen für Renten, die letztlich von der Allgemeinheit aufgebracht werden müssen. Es konnte deshalb nur als ein Unsinn erscheinen, wenn ein Teil der treibenden Kräfte durch Steuerabgaben für ihre Aktivität gleichsam bestraft wurde.

Auf Grund einer Ermächtigung des Bundestages aus dem Jahre 1954 hat die Bundesregierung am 18. Februar 1957 (veröffentlicht am 22. Februar 1957) nunmehr eine Verordnung über die steuerliche Behandlung von Prämien für Verbesserungsvorschläge erlassen. Diese Verordnung findet auf Prämien für Verbesserungsvorschläge Anwendung, die dem Arbeitnehmer nach dem 31. Dezember 1956 für nach dem 31. Dezember 1955 eingereichte Verbesserungsvorschläge zufließen.

Bei der Prämienverteilung ist folgendes Verfahren einzuhalten:

1. Über die Gewährung und Höhe einer Prämie muß ein Ausschuß entscheiden, dem der Arbeitgeber und außerdem mindestens zwei Arbeitnehmer des Betriebes angehören. Bei der Beurteilung eigener Verbesserungsvorschläge und von Verbesserungsvorschlägen ihrer Angehörigen dürfen diese Ausschußmitglieder nicht mitwirken.
2. Die Gewährung, die Höhe einer Prämie und die Begründung sind in einer Niederschrift festzuhalten, die bis zum Ablauf des 5. Kalenderjahres, das auf die Gewährung folgt, aufzubewahren ist. Die Niederschrift ist von dem Arbeitgeber, von dem Vorsitzenden des genannten Ausschusses und von einem weiteren Mitglied des Ausschusses zu unterschreiben.
3. Die Gewährung von Prämien ist der Belegschaft bekanntzugeben.

Verbesserungsvorschläge, die schutzfähige Erfindungen darstellen, fallen nicht unter diese Verordnung. Außerdem gelten nicht als Verbesserungsvorschläge diejenigen Verbesserungen, die Arbeitnehmer erzielen, die ausschließlich oder überwiegend mit der Erarbeitung von Verbesserungen beauftragt sind und solche Vorschläge, deren Verwirklichung nur zu einer unwesentlichen Verbesserung führen würde. Darüber hinaus dürfen Prämien nicht unangemessen hoch sein oder in der Form von laufenden Zuwendungen gewährt werden.

Prämien für einen steuerlich begünstigten Verbesserungsvorschlag gehören nicht zum steuerpflichtigen Arbeitslohn, wenn sie DM 200.— nicht übersteigen. Wird für eine Prämie ein Betrag von mehr als DM 200.— gewährt, so gehören der Betrag von DM 200.— und die Hälfte des darüber hinausgehenden Betrages, insgesamt jedoch höchstens DM 500.—, nicht zum steuerpflichtigen Arbeitslohn. Wird z. B. eine Prämie gewährt von DM 300.—, so sind hiervon DM 200.— und die

Halfte des Restbetrages von DM 100.— = DM 50.— mithin insgesamt DM 250.— steuerfrei.

Da nach der Verordnung die Prämien zu den angegebenen Teilen nicht zum steuerpflichtigen Arbeitslohn gehören, werden sie auch nicht in die Bemessungsgrundlage für die Sozialversicherungsbeiträge einbezogen.

Neue prämierte Verbesserungsvorschläge

„Ersparnis an den Tiefenfendeckeln im Walzwerk“ DM 200.—

„Arbeitsvorgang an der schweren Kieserling-Richtmaschine in der Rohr-adjustage IV“ Buchprämie

„Hubventil 50 NW“ DM 83.—

„Reparatur des Räderofens in der Räderschmiede“ Buchprämie

„Elektrodenhalter für die elektr. Graugußwärmeschweißung“ DM 144.—

„Bremsvorrichtung für die Muldenhunde am Schrottplatz OM.“ DM 132.—

Wichtiges mit wenig Worten

Reisholz wählte neuen Betriebsrat

Auf Grund der am 9. und 10. April durchgeführten Wahl haben sich die einzelnen Ausschüsse in folgender Zusammensetzung gebildet:

1. Vorsitzender des Betriebsrates: vom Bover, Heinrich

2. Vorsitzender des Betriebsrates: Riddlewsky, Josef

Lohnkommission:

Weingarten, Ludwig
Hartmann, Johann
Schütt, Egon

Wohnungsausschuß:

Pütz, Mathias
Stöckerhoff, Walter
Schüler, Rudi
Fehr, Heinrich
Fremmer, Wilhelm
Dederichs, Josef

Sozial- und Küchenausschuß:

Bauer, Josef
Denker, Alfred
Esser, Johann
Fremmer, Wilhelm

Redaktionsausschuß:

Weingarten, Ludwig
Dederichs, Josef
Stöckerhoff, Walter

Betriebsausschuß:

Abromowitz, Walter
Fehr, Heinrich
Denker, Alfred
Schütt, Egon

Unfallausschuß:

Abromowitz, Walter
Bauer, Josef
Denker, Alfred
Esser, Johann
Dederichs, Josef
Fehr, Heinrich
Fremmer, Wilhelm
Hartmann, Johann

Pütz, Mathias
Schüler, Rudi
Schütt, Egon
Stöckerhoff, Walter
Weingarten, Ludwig

Pensionsausschuß:

vom Bover, Heinrich
Bauer, Josef

Das Ergebnis der Wahl im Werk Oberbilk lag bei Redaktionsschluß noch nicht vor. Es wird in der nächsten Ausgabe der Werkmitteilungen veröffentlicht.

Abteilungen mit besonderen Verkehrs-(Sprech-)zeiten

Alle Angaben gelten für die Tage Montag bis Freitag

Betriebskrankenkasse Reisholz

straßenseitig	9—12 Uhr
	13—15 Uhr
werkseitig nur	13—15 Uhr

Betriebskrankenkasse Oberbilk

übliche Bürozeit

Hauptkasse	9—12 Uhr
	13—15 Uhr

Lohnbüro Oberbilk (außer Donnerstag)

straßenseitig	8—12 Uhr
werkseitig	13—17 Uhr
Lohnzahlungen an Urlauber u. Kranke	
Freitag	15—17 Uhr

Lohnbüro Reisholz

straßenseitig	9—12 Uhr
werkseitig	13—15 Uhr
(außer Donnerstag)	

Lohnzahlungen an Urlauber u. Kranke
Freitag 15—17 Uhr

Sozialabteilung 10.30—15.30 Uhr

Abteilungen, die von der Straßenseite her keinen Verkehr haben, wurden nicht aufgeführt.

Aus der Personalabteilung

Zum Sicherheitsingenieur für unsere Werke Reisholz und Oberbilk und Leiter unserer gewerblichen Lehrlingsausbildung wurde **Ing. Richard Schindler** mit Wirkung vom 1. April ernannt.

Kein Jagdrevier

Im Reisholzer Raum haben wir erfreulich reichen Grünbestand, der zum Teil noch in der Entwicklung begriffen ist. Diese Tatsache hat Halbwüchsige dazu verleitet, hier ein Jagdrevier aufzumachen, in dem man mit Luftgewehren und Schleudern auf Vögel schießen kann — natürlich nur Sperlinge, sagen sie. Es ist zu bezweifeln, ob ein in der Stadt aufgewachsener Jugendlicher in jedem Fall noch einen Spatz von einem Buchfink unterscheiden kann. Davon aber abgesehen steht dieses Tun unter strenger Strafe, genauso wie das Ausheben von Vogelnestern. Aus gegebener Veranlassung weisen wir hierauf hin, weil die Eltern unter Umständen wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht für ihre Kinder einstehen müssen.

Die Pflege und der Schutz der Vögel sollte uns ein besonderes Anliegen sein, weil sie bei genügenden Nistmöglichkeiten und entsprechenden Lebensbedingungen erfolgreicher Schädlinge bekämpfen können als alle chemische Behandlung der Nutzkulturen durch Spritzen und Stäuben.

Die nächste Ausgabe

der Werkmitteilungen soll Ende Juni erscheinen. Beiträge für dieses Heft erbitten wir bis 31. Mai. Handgeschriebene Manuskripte werden von uns mit der Maschine umgeschrieben. Der Verfasser bekommt vor Veröffentlichung eine Abschrift. Maschinengeschriebene Beiträge bitte weitzeilig mit einem Durchschlag einsenden.

Trost für die, die's nötig haben

**Gepriesen seien Bauarbeiten,
Solang' sie munter voranschreiten,
Man freut sich mit, wenn alles wächst,
Doch führ'n im Hause der Verwaltung
Sie fast schon zur Bewußtseins-
spaltung,
Das „Fort“ scheint von dem „schritt“
gehext.**

**„Behämmert“ sind die Arbeitswege,
Tagtäglich kreischt die Nervensäge,
Wer ist denn da der Sündenbock?**

**Man klappert hilflos mit den Zähnen
Bei immer wieder neuen Plänen,
Und doch gönnt man auf jeden Fall
Nach dem Getriebe und Gewimmel
Dem guten, braven Stadtwerk-
schimmel
Allmählich seinen Dauerstall!**

sm.

Aus der Werkzeitung der Wuppertaler Stadtwerke (das ist allerdings eine Behörde). Ergibt sich für uns die Frage:

**„Sind Bauabteilungen
immer Behörden?“**

Wir begrüßen neue Kollegen

Werk Reisholz

Elektr. Werkstatt

Albrecht, Helmut
Gatzweiler, Harald
Hargens, Herbert

Mech. Werkstatt

Maschmann, Peter
Mohri, Otto

Rohrwerks-Transport

Dreger, August

Schweißerei

Winkelsträter,
Karl-Heinz

Werk Oberbilk

Baubetrieb 2

Grzanna, Fritz

Dreherei II

Groh, Georg
Kuchta, Günter

Elektr. Werkstatt

Benedic,
Heinz-Günter
Schüler, Manfred

Masch. Schlosserei

Rosbach, Ralf

Werksaufsicht

Jansen, Anton

Angestellte

Boddenberg,
Heinz-Günter, Ing.

Decker, Heinrich
Dietzmann, Siegrid
Frahm, Irmgard
Handreck, Magdal.
Keil, Ernst
Klingelears, Ute
Koberstein, Roland
Schaeben, Rosemar.
Schneeweiß, Gertr.
Schumacher, Math.
Stracke, Heinz
Thometzek,
Hans-Dieter

kaufm. Lehrlinge

Buhrke,
Hans-Ulrich
Bumke, Werner
Fischer, Ruth
Schnee, Willi
Sowitzki, Bernhard
Stücker,
Hans-Joachim

kaufm. Anlernlinge

Billstein, Marianne
Giebel, Monika
Hannen, Ursula
Kump, Marlies
Lieberenz, Marliese
Mai, Marion
Pfeiffer, Karin
Vranken, Karin
Wolfermann, Renate

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk
Reisholz GmbH.
Düsseldorf-Reisholz

Verantwortlich: Direktor August Best

Erscheinungsweise: in zwangloser Folge

Druck: Aussaat-Verlag GmbH.,
Wuppertal

Gestaltung: Karl Busch, Wuppertal

Vertrieb: Postversand im Verlags-
stückverfahren

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis:

Wanderausstellung Automatisierung (Seite 38 und 53) Margulies Fotodienst.
Alle sonstigen Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.



John D. Rockefeller, sen., steigt im Willard Hotel in Washington ab und erkundigt sich nach dem billigsten Zimmer ohne Bad. Der Portier ist sprachlos. „Aber Mr. Rockefeller“, meint er fast protestierend, „wenn Ihr Sohn hier ab-

steigt, belegt er regelmäßig das schönste Zimmer, das wir haben!“

„Mein Sohn hat einen reichen Vater“, brummt Mr. Rockefeller, „aber ich bin nicht in dieser glücklichen Lage!“

Das ist das sogenannte feine Leben: Man gibt Geld aus, das man nicht hat, um Dinge zu kaufen, die man nicht braucht, um Leuten zu imponieren, die man nicht leiden kann.

Vom Geldausgeben

Es stimmt nicht, daß die Frauen mehr Geld ausgeben, als ihre Männer verdienen. Sie geben es nur schneller aus, als die Männer es verdienen.



Zur Haushaltung gehören vier Pfennig: ein Notpfennig, ein Sparpfennig, ein Zehrpennig und ein Ehrpfennig.



Geld ist weder böß noch gut;
Es liegt an dem der's brauchen tut.

In der ersten Hälfte seines Lebens arbeitet der Mensch sich krank, um zu Geld zu kommen, das er dann in der zweiten Lebenshälfte ausgibt, um die Gesundheit zurückzugewinnen.



Wenn der Mann den Erwerb auf der Heugabel ins Haus brächte, die Frau aber ihn mit der Nadel hinauswürfe, kann das Haus nicht bestehen.



Die Stadtväter von Helsinki faßten einen Beschluß, nach dem Hausfrauen, die länger

als vier Wochen beim Kaufmann anschreiben lassen, so lange bei der städtischen Müllabfuhr schaffen müssen, bis sie die Schuldsomme abgearbeitet haben.

